

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedbühl

unter Mitwirkung

von Dr. A. Bergengrün, Dr. A. Bielenstein, Baron C. v. d. Brüggen, Prof. Dr. C. Dehio, S. Diederichs, Dr. Ed. Eckhardt, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glasenapp, Jul. Hasselblatt (S. Norden), Dr. C. v. Kottbeck, Prof. Dr. L. v. Schröder, Dr. D. Stavenhagen, A. Tobien u. A.

Inhalt:

Züge aus unserer provinziellen Physiognomie vor 50 Jahren	527
Ueber Frauenlitteratur. II. Was schreiben Frauen? Von Fr. Eintenis	551
Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands, vornehmlich nach den Akten des preussischen Geh. Staats-Archivs. Von Ernst von der Brüggen. (Fortsetzung) . . .	578
Notizen (Zwei Publikationen zur altkurländischen Verfassungsgeschichte. Von F. Ke.)	600

Beilage: Kunstbriefe. XII. Von S. Norden.

ENSEMblirische Streiflichter. Von H. D.

**Riiklik Avalik
Raamatukogu**

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der „Balt. Mon.“ (Niga, Moskauer Str. 124) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.

Neval.

Franz Kluge.

1896.



Züge aus unserer provinziellen Physiognomie vor 50 Jahren.

Nachdruck verboten.

Der Geschichtschreiber unserer Tage und der kommenden Jahrhunderte wird in den Zeitungen und politischen Zeitschriften eine der wichtigsten historischen Quellen erblicken müssen. Die politische Presse hat eine Reihe anderer historischer Quellen — das kann nicht ohne ein gewisses Bedauern registriert werden — stark zurückgedrängt, wie die Memoiren- und Kalender-Litteratur, oder gar völlig aufgesogen, wie die Chroniken; das ist zu bedauern, denn in der Tagespresse haben wir ein unbequem weitläufiges, breitspurig, irthumreiches und historisch schwer zu bewertendes Material vor uns. Wie schwer fällt es, sich in dem unabgeklärten Gewirr der Tageseindrücke, im Ballast des oft kritik- und kommentarlos aufgehäuften nackten Nachrichtendienstes, in der mit der wachsenden Inanspruchnahme des Telegraphen sich steigenden Unverdaulichkeit der dargereichten politischen Materie zurechtzufinden, das Dauernde an Kulturgedanken und Kulturmomenten von dem flüchtig vom Augenblick Geborenen und flüchtig und folgenlos in dem Augenblick Verrauschenden zu scheiden? Auf der anderen Seite aber leitet uns die in der Presse erschlossene historische Quelle ein frischsprudelndes, werthvolles Material zu, das für die Zeitgeschichte geradezu unentbehrlich erscheint: sie giebt einen direkten Abglanz der Wirkung der Geschehnisse und geistigen Bewegungen auf die Zeitgenossen, eine, allerdings keineswegs

lückenlose, aber in voller Frische vor uns erstehende Reihe von Momentbildern unmittelbarster subjektiver Wahrheit für das objektiv vom Historiker zu zeichnende Zeitbild.

Einige solcher Momentbilder aus dem politischen und geistigen Leben unserer Heimath vor 50 Jahren, nicht etwa ein kritisch zu entwerfendes Vollbild damaligen Lebens, sei nun aus einer unserer historisch-politischen Zeitschriften jener Epoche der jetzigen Generation ins Gedächtniß zurückgerufen — in der Hoffnung, daß Manchem eine Erinnerung an den Ausgangspunkt der in diesen letzten 50 Jahren zurückgelegten Wegestrecke nicht unwillkommen sein wird, zumal sich für den Weiterblickenden daraus auch hier und da Zielpunkte für die zukünftige Entwicklung ergeben werden.

Geschöpft sind diese Erinnerungen aus dem Jahrgange 1846, der leider seit mehr als 30 Jahren eingegangenen vortrefflichen einstigen Dorpater Wochenchrift „Das Inland“. Wie wenig auch diese eine Quelle für eine allgemeine Schilderung jener Zeit ausreichen mag, so nimmt sie doch, wenn schon einmal nur eine Zeitschrift zur Belebung der Reminiscenzen aus jenen Tagen herangezogen werden soll, unter ihren Geschwistern gerade für die Hervorkehrung der Hauptzüge jener Zeit die erste Stelle ein. Zwar war schon damals das „Inland“ in Bezug auf Abonnentenzahl durch die „Rigische Zeitung“, zumal seit deren täglichem Erscheinen, bei Weitem überflügelt; aber einestheils konnte es trotzdem nicht mit Unrecht als „das Hauptorgan der Ostseeprovinzen“ von Reval aus apostrophirt werden, weil es faktisch in gewissem Umfange die Summa des geistig schöpferischen Lebens der Provinzen repräsentirte, anderentheils eignet sie sich im Vergleich mit den mehr dem Nachrichtendienste zugewandten rein politischen Blättern schon als Wochenblatt, welches mit sehr aner kennenswerther produktiver Leistung seiner zahlreichen Mitarbeiter gereifere, mit größerer Mühe durchgearbeitete Registrirung des einheimischen Stoffes verband, wie auch durch seine relativ ebenmäßige Vertretung der Interessen aller dreier Provinzen in besonderem Maße zur Verwerthung zu dem in Rede stehenden Zweck. — Mit einigem Stolz wird im „Inland“ selbst vermerkt, daß damals diese Zeitschrift (als einzige inländische außer der „Rig. Ztg.“) sich zu einer Auflage von mehr als 300 Exemplaren

erhob, daß seine Leser über das ganze russische Reich „von den amerikanischen Kolonien herab bis nach Sibirien und Transkaukasien“ verbreitet waren und daß selbst ins Ausland einige Exemplare gingen. — Als Redakteur des „Inland“ fungirte seit Beginn des Jahres 1846 Professor Dr. C. v. Kummel; unter seiner Redaktion nimmt diese „Wochenschrift für Liv-, Est- und Kurlands Geschichte, Geographie, Statistik und Litteratur“ einen entschiedenen Aufschwung.

* * *

Das Jahr 1846 steht unter dem Eindruck zweier Ereignisse: unter dem der Hungersnoth der Jahre 1844 und 1845 und unter dem der großen Konversion, des Uebertritts des Landvolkes zur griechisch-orthodoxen Kirche. Diese beiden Erscheinungen sind im Jahre 1846 gegebene Thatfachen, mit denen man sich abzufinden hat. In Manchem erinnert jene Zeit an die Physiognomie unserer Tage: wie heute, so stand auch damals der Landmann unter dem schweren Druck einer materiellen Nothlage, und wie wir heute der durchgeführten „Reorganisation“ unseres Lebens in Schule, Gericht und Verwaltung von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, so stand man damals vor der offenen Bresche, welche die Konversion in die konfessionelle Geschlossenheit der baltischen Landbevölkerung geschlagen hatte. — Das Bezeichnende der Zeit vor 50 Jahren liegt darin, daß man gegenüber den eingetretenen Dingen nicht in schwächlicher Resignation die Hände in den Schloß legte, sondern sich vielmehr zu gesteigerter geistiger und wirthschaftlicher Regsamkeit, zu neuen vorgeschritteneren Ideen, zu vermehrtem Arbeiten für sich und das Gemeinwohl angetrieben fühlte. Wenigstens gilt das von den besseren und führenden Geistern jener Tage.

Schwere Wunden waren es, die den drei Provinzen von der Hungersnoth und Theuerung der Jahre 1844 und 1845 geschlagen waren und die nun in der ersten Hälfte des Jahres 1846 zu ihrer vollsten Erscheinung gelangten. Ueberall im Lande herrscht Noth und Entbehrung und nur der Sensenmann hält reiche Ernte. Der offizielle Bericht („Inland“, S. 637) registriert zwar für das Jahr 1845 in der Rubrik „verhungert“

für Livland nur die Ziffer 2; aber abgesehen davon, daß hier auch die 2 „an den Folgen des Hungers Gestorbenen“ und fraglos wohl auch der größte Theil der 33 (!) „todt Gefundenen“ hineinrangiren, war der Hunger bei Tausenden die verhängnißvolle Vorfrucht für den unter den verschiedensten Krankheitsformen sie hinmähenden Tod. Da ist die im Frühjahr in Riga auftauchende „Mudekrankheit Grippe“ noch eine ziemlich unschuldige Plage; furchtbar wüthet an vielen Orten, im Dörptschen, Fellinschen u. s. w. die Ruhr. „Krankheiten aller Art“, heißt es in einem Bericht vom Mai 1846 aus Kurland (S. 551), „haben sich über Stadt und Land verbreitet, kalte Fieber, Nervenfieber, Flußfieber, Augenentzündungen u. s. w., und große Sterblichkeit ist zu dem Mangel und der Theuerung noch hinzugekommen; überall ist die Zahl der Gestorbenen größer, als die der Geborenen und in manchen Gemeinden übersteigt sie das Doppelte“.

Die Sterblichkeit in Livland ist für das Jahr 1845 größer, als sie in dem schlimmsten Cholera-Jahr gewesen ist; während in Livland in dem auch schon sehr bösen Jahre 1844 die Zahl der Todten noch nicht 23,000 betrug, tritt man in das Jahr 1846 mit einer Todten-Ziffer von 33,500 Todten aus dem Vorjahre. Diesen 33,500 Todesfällen stehen nur 22,790 Geburten gegenüber (gegen mehr als 27,000 in den Jahren 1843 und 1844), so daß Livlands Bevölkerung zum Jahre 1846 sich um 10,777 Seelen vermindert hat — eine um so bezeichnendere Erscheinung, als diese Provinz selbst in den Jahren 1843 und 1844 noch einen natürlichen Bevölkerungszuwachs von 10,050, bezw. 9807 Seelen gehabt hatte.

Das „Inland“ wirft mit Bezug hierauf die Frage auf: „Woher diese merkwürdige Verschiedenheit?“ und beantwortet sie dann, wie folgt: „Wir können nicht anders, als darauf erwidern, daß die totalen Mißernten der beiden letzten unmittelbar auf einander folgenden Jahre durch den Mangel und das übergroße Elend, das sie für alle Landbewohner heibeführten, von großem Einfluß darauf gewesen, ja als die unmittelbare Ursache anzusehen sind. Wohl haben allgemein herrschende Krankheiten, wie die bösartig auftretende Ruhr, die pestartig in manchen Gegenden ihre Opfer forderte, viel mit dazu beigetragen. Aber — abgesehen

davon, daß diese als unausbleibliche Folge der überall schlechten oder fehlenden Nahrungsmittel anzunehmen sein möchte — hat sich nach den eingegangenen Parochial-Listen und Nachrichten die auffallend größere Sterblichkeit auch in solchen Gegenden erwiesen, wo die Ruhr garnicht geherrscht hat“.

Wie auf dem Lande, so ist natürlich auch in den Städten gedrückte Stimmung, viel Elend. „Schlechte Zeiten, leerer Beutel, leere Herzen, keine Geschäfte“ wird aus der Embach-Stadt im Januar 1846 geklagt (S. 62). Das mag sicherlich auch für die anderen Städte zugetroffen sein, nur gegen die „leeren Herzen“ dürfte vielfach und mit gutem Recht Protest eingelegt worden sein. Denn mit der zunehmenden Noth regte sich auch menschenfreundliche Opferwilligkeit. Von der Regierung wird darlehensweise Getreide für mehrere Hunderttausende von Rubeln für die Ostseeprovinzen aufgekauft und Sammlungen für die Nothleidenden werden mit Erfolg organisirt. So wird im März 1846 über aus Moskau von Wohlthätern bei den Ortspredigern eingelaufene Spenden von 700 Rbl. S. für die Kirchspiele Koddasfer, Torma, Kawelecht und Ringen quittirt; eine noch größere „aus Moskau und von Wohlthätern im Innern Russlands“ stammende Summe kommt den Kirchspielen Theal-Fölk, Marienburg, Schwaneburg, Manden, Kamby, Naage, Saara, Marien-Magdalenen, Wendau, Pais und Nüggen, sowie der Alt-Laienschen Gemeinde zu gute. In den baltischen Städten wird fast überall Hilfe für die Nothleidenden organisirt. So treten in Riga, Dorpat, Wenden und anderen Orten Suppenanstalten in Wirksamkeit, in Wolmar ist eine „Armen-Kommission“ thätig, „welche den erforderlichen Lebensbedarf herbeischafft und vertheilt“.

Auch auf dem Lande fehlt es nicht an Zügen großer Opferwilligkeit. Das hübscheste Beispiel wird wohl aus Kreuzburg erzählt. In dem Bericht des „Inland“ (S. 266—267) heißt es hierüber: „Von den ca. 845 zur hiesigen evangelisch-lutherischen Gemeinde gehörigen Bauernwirthen war der größere Theil sowohl durch mancherlei göttliche Heimfuchungen, als durch eigene Schuld in große Gutschulden hineingerathen, welche, nach Geldeswerth berechnet, die Summe von 100,000 Rbl. S. überstiegen... Da sandte Gott durch den Erbherrn

des Gebiets von Kreuzburg Hilfe, indem dieser, da er selbst die Verwaltung seiner Leute und Güter übernahm, von einem mitfühlendem Herzen und christlichen Sinn getrieben, dem Prediger von Kreuzburg den freudigen Auftrag gab, am heiligen Weihnachtsfeste seinen Erbleuten anzuzeigen, daß er denselben alle alten Schulden erlasse, indem er ihnen durch diese Festgabe zeigen wolle, wie sehr er sie liebe und ihr Wohlergehen wünsche und daß es ihm eine wahre Herzensfreude sei, ihnen mit diesem starken Beweis seiner Liebe allen ihren guten Gehorsam und Treue zu vergelten, mit der sie in allen, sowohl leiblichen als geistlichen Versuchungen standhaft ausgeharrt haben und jeder Zeit, selbst auch in den schwersten Zeiten, bereitwillig gegeben haben Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. — Nach beendigtem Gottesdienste am Weihnachtsfeste verkündete der Prediger seiner Gemeinde diese zeitliche Freude. — Zugleich muß auch dessen hier gedacht werden, wie gütig und weislich die Verwaltung von Kreuzburg für ihre Leute, so viel sie nur mag, Sorge trägt, damit Keiner Hunger leide. Von dem Getreide des Gutes wird nicht ein Loof verkauft, sondern es ist noch für 10,000 Rbl. S. Getreide angekauft worden, welches mit Strußen erwartet wird...“ In der That, ein Akt hochherziger Opferwilligkeit!

So viel über die materiellen Mittel, mit denen man der Kalamität Herr zu werden suchte; wie die Noth der Zeit auf die landes- und agrar-politischen Verhältnisse zurückwirkte, wird weiterhin besonderer Betrachtung unterzogen werden.

Das Jahr 1846 selbst bringt eine ziemlich ergiebige Ernte. Die Kornpreise sinken rasch; statt 10 Rbl. S. pro Tschetwert Roggen und Mehl wird nur etwa die Hälfte davon bezahlt. — Seit dem Jahre 1846 haben die Ostseeprovinzen nicht wieder unter einer allgemeinen Hungersnoth zu leiden gehabt.

* * *

Neben der Hungersnoth war die Konversion von Letten und Esten zur griechisch-orthodoxen Kirche diejenige Thatsache, welche im Lande am tiefsten die Gemüther bewegte. Wie die Hungersnoth, so hatte auch diese „unruhige

Bewegung unter dem Landvolke“ im Jahre 1846 ihren Höhepunkt bereits überschritten.

Der offizielle Bericht des Ministers des Innern pro 1845 (S. 1238—1239) konstatirt: „Das bemerkenswertheſte Ereigniß in der lutherischen Kirche in Rußland war der plötzliche Wunsch vieler Bauern des livländischen Gouvernements, mit der Rechtgläubigkeit ſich zu vereinigen; dieſes führten gegen 14,000 Seelen aus.“ Dem „plötzlichen Wunsch“ der Bauern folgte Anfangs ſummarisch und ohne Weiteres die Erfüllung. Dann erging ein Allerhöchſter Befehl, wonach die Salbung „der ſich Vereinigenden“ nicht früher bewerkſtelligt werden ſolle, als nach Verlauf einer 6-monatigen Friſt nach Erklärung ihres Wunſches zum Uebertritt in die griechiſch-orthodoxe Kirche; das hatte den Effekt, daß ſeitdem nur noch 2500 Seelen unter den Wünſchenden erſchienen.

Das Jahr 1846 bringt dann ſeitens der Regierung eine Reihe von Maßnahmen, um die durch den plötzlichen Wunsch der griechiſch-orthodoxen Kirche gewonnenen Seelen kirchenregimentlich dieſer anzugliedern. Am 2. April 1846 ergeht im Auftrage des liv-, eſt- und kurländiſchen Generalgouverneurs S o l o w i n ein Befehl folgenden Inhalts (S. 403):

1) daß nach dem Allerhöchſten Willen Sr. Kaiſerlichen Majestät im Livländiſchen Gouvernement 34 rechtgläubige Pfarrbezirke, von denen 18 für Letten und 16 für Eſten, eröffnet werden; 2) daß zur Zahl dieſer Bezirke die jetzt beſtehenden 9 rechtgläubigen Kirchen gehören, und zwar namentlich die zu Riga, Dorpat, Lemſal, Pernau, Wenden und Berro und die in den Dörfern Tſhornaja Derewnja, Stoß und Rappin — die übrigen 25 Kirchen ſollen ohne Aufenthalt neu erbaut werden, ſowie die Häuser für die Geiſtlichen und Kirchendiener und für die Pfarrbezirks-Schulen; 3) daß bis zur Errichtung dieſer beſtändigen Pfarrbezirke und zur unverweilten Befriedigung geiſtlicher Nothdurft der Neuvereinigten bereits zur Errichtung temporärer Kirchen geſchritten iſt; 4) daß zu dieſem Ende die beſtimmten Pfarrbezirke bis zur allendlichen Errichtung der beſtändigen Kirchen unter die temporären Kirchen vertheilt werden; 5) daß ſonach den rechtgläubigen Geiſtlichen, wenn ſie ihre Eingepfarrten beſuchen, jedem in den Grenzen ſeines Bezirks jede Mitwirkung der Orts-Autoritäten zu Theil werden muß;

diesen ist dabei die Erfüllung der die Freiheit des rechtgläubigen Gottesdienstes sichernden Bestimmungen der 1. Abth., 1. Kap., 14. Bd. des Sw. der Gesetze eingeschränkt worden; 6) daß die zur Rechtgläubigkeit vereinigten Bauern unter keinem Vorwande und in keiner Weise von der Erfüllung der Verpflichtungen des Glaubens und des Gottesdienstes abgelenkt werden dürfen; 7) daß Diejenigen, welche sich noch ferner vereinigen wollten, zur Verzeichnung ihrer Namen in die dazu besonders errichteten Schnurbücher ungehindert sich bei den rechtgläubigen Geistlichen derjenigen Pfarrbezirke, in denen sie wohnen, melden können, ohne deshalb von ihnen irgend welche besondere Erlaubnißscheine oder Zettel zu verlangen; 8) daß die solchergestalt beim Geistlichen verzeichneten Bauern von demselben ein gedrucktes Zeugniß darüber erhalten, daß die deshalb gesetzlich vorgeschriebenen Formen beobachtet worden und sie nach Ablauf der zu diesem Ende bestimmten sechsmonatigen Frist, wenn sie ihre Absicht nicht ändern, ungehindert zur rechtgläubigen Kirche durch jeden Geistlichen vereinigt werden können, auch wenn er der Geistliche ihres Pfarrbezirks nicht wäre, sobald sie das obbemerkte gedruckte Zeugniß erweisen; und endlich 9) daß die Anwesenheit der Zivilbeamten bei Verzeichnung und Befragung der Bauern durch den Geistlichen — behufs ihrer Belehrung darüber, daß mit der Veränderung der Religion gar keine weltlichen Vortheile verbunden sind und daß ihre Verhältnisse zu den Gutsbesitzern, als durch Reichsgesetze bestimmt, heilig und unangetastet bleiben — in früherer Grundlage stattfinden muß.

Ein beigelegtes Verzeichniß macht die rechtgläubigen Pfarrbezirke (Riga, Wenden, Wolmar, Walk, Lemjal, Dorpat, Werro, Fellin, Pernau, Moritzberg, Henselshof, Kolzen, Uerküll, Kokenhusen, Groß-Dohn, Kerstenböhm, Ljohann, Marienburg, Alt-Pebalg, Eichenhof, Rujen-Tornai, Eichenangern, Tschornaja-Derewnja, Rossow, Rappin, Hahnshof, Heimaden, Karolen, Sagnitz, Soontak, Kastolatz, Kaweledt, Manhof und Oberpahlen) namhaft; ein weiteres Verzeichniß zählt die zu eröffnenden temporären rechtgläubigen Kirchen auf.

Bereits vorher (S. 426—427) war die Anordnung getroffen worden, daß an denjenigen Orten, wo keine Gottesäcker der griechisch-orthodoxen Kirchen vorhanden oder für

die zur Rechtgläubigkeit übergetretenen Landbewohner noch keine besonderen Plätze des Kirchhofes eingewiesen sind, vorläufig, jedoch ohne Theilnahme des Pastors, Küsters oder sonst eines lutherischen Kirchenbeamten, die zur griechisch-orthodoxen Kirche Neuvereinigten auf dem lutherischen Kirchhof „beerdigt werden können“ und daß „die Herren Prediger die Herren Kirchenvorsteher zu requiriren haben, um Maßregeln zur Beerdigung der Uebergetretenen in gesetzlicher Ordnung und Tiefe ergreifen zu lassen.“

Auf den 8. und 12. Juli werden dann Torge zur Erbauung orthodoxer Kirchen nebst Gebäuden für Priester- und Schulen auf den Gütern Nerkill, Kofenhufen, Moritzberg, Henselshof, Großdohn, Kerstenbehm, Pöbalg, Eschenhof, Lysohn, Marienburg, Rujen-Tornai, Eichenangern, Heimadra, Hahnhof, Karolen, Kaweledt, Kastolag, Soontak, Ilnjärw, Manhof und Oberpahlen angefahrt.

Für die im Bau begriffenen orthodoxen Kirchen fließen, begünstigt von Kaiserlichen Gnadenerweisen, Spenden ein. So wird unterm 15. Juni 1846 für Darbringung solcher Gaben dem Petersburger Kommerzien-Rath Ponomarow, dem ehemaligen Moskauer Stadthaupt Schestow und dem Petersburger Ehrenbürger Kudrjaschew das Monarchische Wohlwollen eröffnet und dem Letztgenannten überdies eine goldene Medaille am Andreas-Bande verliehen.

— — Wie stellte man sich im Lande zu dieser Bewegung? Was wir aus dem Jahrgange 1846 des „Inland“ hierüber erfahren, beschränkt sich naturgemäß mehr auf Andeutungen und symptomatische Berichte.

Ueber die am 14. August zu Walk eröffnete livländische Provinzial-Synode bringt das „Inland“ keinen Eigenbericht. Es meldet über den Zusammentritt der Synode nur ganz kurz: „Am 14. August begann hier selbst (in Walk) mit öffentlichem Gottesdienst in der Stadtkirche die diesjährige livländische Provinzial-Synode. Herr Pastor von Holt aus Zellin begrüßte die Synodalen in einer kräftigen Anrede über Jeremias 30, 10 u. 11 und administrierte die Liturgie. Die Predigt hielt Herr Pastor Kählbrandt aus Neu-Pöbalg über

Joh. 7, 37—39 und behandelte hiernach die von Christo der Kirche gestellte Aufgabe, damit Ströme des lebendigen Wassers nach seiner Verheißung aus ihr fließen.“ — So viel über die nächstbetheiligte der Synoden der drei Provinzen.

Mehr theilt — und zwar nach Ulmann's „Mittheilungen“ — der Jahrgang 1846 des „Inland“ (S. 573—575) über die im August 1845 in Mitau abgehaltene II. kurländische Provinzial-Synode mit. Ihr gaben die Signatur wohl die unmittelbar nach der Begrüßung seitens des General-Superintendenten gehaltenen beiden Vorträge, worüber berichtet wird: „Pastor Elverfeld aus Zelmenecken und Pastor Brasche aus Nieder-Bartau sprachen über das Thema „Vetus illud Lactantii: augetur religio, quanto magis premitur.“*) — Anklänge an dieses Thema scheinen auch andere Synodal-Vorträge enthalten zu haben; mehrere derselben behandeln Fragen zur praktischen Festigung des religiösen Lebens. So erörtert Pastor Zimmermann aus Hofzumberge die Erfahrung, daß die bereits Konfirmirten der lettischen Gemeinde sich nach der Konfirmation in der Regel wenig mehr um das Fortschreiten in der Lehre bemühten und es daher bei der oft mangelhaften Vorbereitung der Konfirmanden Noth thue, dem möglichst abzuhelfen. Er theilte mit, daß er in dieser Absicht die Konfirmirten des vorhergehenden Jahres an einem Wochentage versammle und sich dabei vornehmlich bemühe, die Bibel mehr als das Gesangbuch zum Hausbuch der Letzten zu machen. Diese Mittheilung wurde lebhaft besprochen und scheint auf volle Zustimmung gestoßen zu sein. — Weiter empfahl Pastor Seeberg aus Wahnen „die sogenannten Kleindeutschen und deren Kindererziehung“ der besonderen Beachtung der Synodalen. „Die Synode erklärte sich nach Mittheilungen anderer Amtsbrüder in dieser Hinsicht vollkommen einverstanden mit dem Antrage Pastor Hillner's: die Synode möge erklären, daß sie es für sehr heilsam halte, daß jeder Prediger mit der durch die nöthige Amtsweisheit gebotenen Berücksichtigung der speziellen

*) Das alte Wort des Lactantius: „Die Religion wird um so mehr gestärkt, je mehr sie bedrückt wird.“

Verhältnisse jährlich auch die Kinder der deutschen Gemeinde in ihrer Religionskenntniß prüfen und so viel als möglich auf ihren Unterricht im Christenthum einwirken möge.“ — Pastor Sezesny aus Turoggen — dies ist wohl zugleich ein Nachklang auch der Hungersnoth-Kalamität — sprach über eine mit der Kirche zu verbindende Almosenpflege. — Oberlehrer Engelmann konnte die Mittheilung machen, daß die Bibelverbreitung „auf überraschend erfreuliche Weise“ zugenommen habe. — Mit der wärmsten Sympathie wurde die Aufforderung des Generalkonfistoriums zur Stiftung eines Vereins behufs Förderung der geistlichen und kirchlichen Zwecke der ärmeren evangelischen Gemeinden des Reiches aufgenommen. — Mit dem Chorale „Eine feste Burg ist unser Gott“ ward die kurländische Synode geschlossen.

Die estländische Prediger-Synode des Jahres 1846 tagte in Reval vom 16.—22. Juni. Eröffnet ward sie (vgl. S. 1189—1191) vom Generalsuperintendenten Dr. Klein mit einer Predigt über Matth. 16, 3 „Können ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit urtheilen?“ Nach dem Synodal-Gottesdienst wurden dem Generalsuperintendenten von einem Ungenannten 300 Rbl. S. für die nothleidenden estnischen Bauern und vom Regierungsrath v. Schwebs 2500 Exemplare des estnischen Traktats „Halte fest, was du hast!“ zur Vertheilung in den Kirchspielen eingehändigt. — Propst Glanström und Pastor Scholvin beantworteten die Frage: „Was hat die gegenwärtige Aufregung unter unserem Landvolk verursacht?“ Pastor Harten von Fickel stellte die Behauptung auf, daß die Kulturstufe unseres Landvolkes zu niedrig sei, um die höheren Wahrheiten der Religion würdigen zu können; es müsse daher durch Schulen für seine geistige Ausbildung gesorgt werden. — Die Synodal-Frage: „Läßt sich die Behauptung: zu allen Zeiten, in denen die Kirche verfiel, ist sie durch ihre Diener verfallen — historisch nachweisen?“ beantwortete Pastor Grohmann von Turgel. — Eine zweite Frage: „Wenn Alle, denen das gedeihliche Fortbestehen der evangelischen Kirche am Herzen liegt, darin einverstanden sein möchten, daß in unserer viel-

bewegten Zeit Einigkeit unserer Kirche dringend Noth thue, so fragt es sich: unter welcher Bedingung kann eine solche Einigkeit nur bestehen oder worauf muß sie sich gründen?“ — beantwortete Pastor H o e r s c h e l m a n n von St. Martens.

Aus dem, was sich aus diesen auszüglichen Mittheilungen und Andeutungen herauslesen läßt, geht mit genügender Deutlichkeit hervor, daß die lutherische Geistlichkeit die durch die Hungersnoth und die Konversion zu Tage getretenen Schäden mit thatkräftigem Vorgehen zu heilen bemüht war — durch religiöse und sittliche Aufklärung des Volkes, durch Hebung des Schulwesens. Wie weit in dieser Beziehung das Volk noch immer zurückstand, beweist u. A. der Umstand, daß auf einer Rigaschen Sprengels-Synode der Oberpastor Trey auf den Mißbrauch aufmerksam machen muß, der mit der Bestattung von Leichen „auf dem Ruckucks- oder Lämmerberge, e i n e m u n g e w e i h t e n O r t“, noch immer getrieben werde und daß man, um diesem Unfug abzuhelpen, sich zu der Bitte entschließt, es möchte dieser verurufene Ort eingezäunt, g e w e i h t und zu einem F r e i b e g r ä b n i ß für die Armen jenseits der Düna bestimmt werden.

Die Konversion hatte Breßche geschlagen in eine vielhundertjährige Entwicklung: seit der Vorväter Zeiten war man garnicht auf den Gedanken gekommen, es könne in dem geschlossenen Zusammenhalten der Bevölkerung der drei Ostseeprovinzen in dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß eine Aenderung überhaupt eintreten, und nun sah man plötzlich die bisher feste religiöse Gemeinschaft der drei Provinzen durchbrochen.

Der historischen Tragweite und dem tiefen Eindruck dieses Ereignisses konnte sich kein Einsichtiger entziehen. Die Wirkung der Vorgänge des Jahres 1845 spiegelt sich mit besonderer Deutlichkeit in den am 5. und 6. Dezember abgehaltenen Jahres-Versammlungen der „G e s e l l s c h a f t f ü r G e s c h i c h t e u n d A l t e r t h u m s k u n d e d e r O s t s e e p r o v i n z e n i n R i g a“ wider.

Da liegt der Gesellschaft zunächst ein Schreiben vor, das den Wunsch ausspricht, „eine v o l l s t ä n d i g e S a m m l u n g aller Aktenstücke, welche auf die in diesem Jahre unter der lettischen und estnischen Bevölkerung Livlands vorgekommene

Glaubensveränderung und die Folgen dieses wichtigen Ereignisses für Landadel und Geistlichkeit beider Konfessionen, für Handel und Gewerbe, für Gestaltung der inneren Verhältnisse und der äußeren Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner Bezug haben, anzulegen, um unseren Nachkommen ein möglichst getreues Bild dieser Zeit zu überliefern und eine parteilose Darstellung der Verhältnisse vorzubereiten“.

Am 6. Dezember, dem Namenstage des Kaisers, tritt man dann zu der „allgemeinen feierlichen und öffentlichen Jahresversammlung“ zusammen und der Präsident der Gesellschaft, der ausgezeichnete H. J. L. Samson von Himmeltiern, Landrath und Konsistorial-Präsident, eröffnet sie mit einer Rede. Als Aufgabe der Gesellschaft stellte er hin, aus den Ueberresten des Alterthums die Geschichte der Provinz zu vervollständigen, Zerstreutes zu sammeln, Lückenhaftes auszufüllen und dasjenige aufzuklären, was sich als mangelhaft und zweifelhaft in den Ueberlieferungen der Vorzeit darstellt; bezeichnend sagt er von dieser Aufgabe: „sie will die Gegenwart nutzen, um der Zukunft ein belohnendes Denkmal ihres Fleißes zu hinterlassen“.

Und dann heißt es weiter im Bericht des „Inland“ (S. 15): „Indem er (Medner) ferner andeutete, daß diese Bestrebungen von der Liebe zu unserem gemeinsamen Vaterlande zeugten und daß diese Liebe in den Gemüthern Aller von neuem erwacht zu sein scheine zu einer Zeit, wo einerseits die Baltischen Rechte, Privilegien und Verfassungen zusammengestellt sich abermaliger Anerkennung und, wie wir hoffen können, dauernder Befestigung von der Huld unseres Monarchen erfreuen und wo andererseits das Drangsal der Gegenwart uns ungewiß darüber läßt, wie sich unsere Zukunft gestalten werde und wie aus seiner Asche der Phönix unserer Provinz von neuem erstehen möge, wies er, so groß auch unsere Sorge sein mag, auf das Vertrauen zu der Weisheit und Gerechtigkeit des Monarchen hin, woraus wir neuen Muth schöpfen sollen. Ergebung und willige Fügung in Unabwendbares lehrt uns die Geschichte unseres eigensten Vaterlandes, das, im Innern neu gekräftigt, mehr als einmal aus seinen Trümmern wieder hervorging und — wir sagen es mit stolzem Bewußtsein — an politischen Kräften klein und

unscheinbar, immer so viele moralische Kraft sich erhielt, daß es, bedeutsam in sich selbst, Anderen als Vorbild der Treue, des Gehorsams und der Gesittung diene. Erhalten wir uns dieses Bewußtsein! Es zu nähren und zu befestigen sei die eigentliche Ausbeute der wissenschaftlichen Bestrebungen, auch unseres Vereins. Hier, wo uns zunächst die Vergangenheit und das Alterthum beschäftigen, erwähnte der Herr Festredner der Gegenwart, weil sie, bedeutsam für die Geschichte unserer Tage, schon jetzt eine sorgfältige Sammlung alles dessen zu erheischen scheint, was täglich vor unseren Augen vorgeht und an uns vorüberzieht. Eine parteilose Darstellung aus diesem reichen Material möge dereinst der Nachwelt bekunden: „daß wir als dankbare Söhne der Vergangenheit auch den Enkeln ein Denkmal würdiger Gesinnung hinterließen und nicht mit schnödem Undank uns des Ueberlieferten als morsch und in sich zerfallen entäußerten“.

Aus einer Gesinnung, wie sie sich in diesen mannhaft-fermigen Worten ausdrückt, mußte eine kräftige Reaktion gegen Trägheit auf geistigem und kirchlichem Gebiet hervornachsen.

Für die Belebung des kirchlichen Sinnes in unseren Provinzen bietet der in Rede stehende Jahrgang des „Inland“ so manches Beispiel. Unter Anderem werden von mehreren Predigern Rigas „zur Förderung christlicher Erkenntniß“ außer den sonntäglichen Gottesdiensten religiöse Versammlungen in der Kirche an den Wochentagen eröffnet und dort Bibel-erklärungen gegeben. „Für diese Versammlungen spricht sich durch zahlreichen, die bestimmten Räume überfüllenden Besuch die regeste Theilnahme aus“ (S. 203).

In besonders hellem Licht aber tritt der Zeitgeist in Anlaß der Gedächtnißfeier des 300-jährigen Todestages Martin Luther's (am 6. (18.) Februar) hervor.

Am bezeichnendsten lautet der aus der „Dörpt. Ztg.“ vom „Inland“ übernommene Bericht aus der Universitätsstadt, wo es heißt: „Dorpat, den 8. Februar. Am 6. d. Mts. fand die Gedächtnißfeier des Todes unseres großen Reformators Luther (am gleichen Tage mit der Feier im Auslande) statt. „Der todte Luther?“ mögen Einige achselzuckend, Andere triumphirend

ausrufen. Ja, der todte Luther, aber von seinem Sterbelager gilt, was Wicklif auf seinem Krankenlager den auf seinen Tod hoffenden Bettelmönchen zurief: Ich werde nicht sterben, sondern leben und eure bösen Thaten verkündigen... Was aber die Art der Feier anlangt, so fand sie bei uns nicht in der Weise statt, wie sie in Deutschland vorbereitet worden — die lutherische Gemeinde bei uns ist als wie eine hinterlassene Wittwe: sie trauert gleich Rachel und will sich nicht trösten lassen. Darum fand keine öffentliche akademische Feier (wie Manche erwartet) statt, sondern es hatte ein Professor der Theologie die lehrenden und lernenden Glieder seiner Fakultät zu sich ins Haus geladen und es ward daselbst nach einer Ansprache über 2. Röm. 2, 12 ein Todesbericht und Luther's Bekenntniß vom J. 1528 verlesen. Darum fand auch keine kirchliche Feier statt, sondern es hatten sich hie und da in einzelnen Häusern Befenner des durch Luther wieder ans Licht gebrachten evangelisch-apostolischen Glaubens zu einer stillen Feier vereinigt. — In der Sitzung der (Gelehrten) estnischen Gesellschaft aber, welche gerade auf diesen Abend fiel, ward nach Beendigung des zur Tagesordnung Gehörenden Dr. Justus Jonas Nachricht von dem Sterben des ehrwürdigen Vaters Luther verlesen und die Anwesenden fasten, erquickt durch den einfachen, aber ansprechenden Bericht, einmüthig den Beschluß, selbigen auch in estnischer Sprache drucken zu lassen und somit auch den Glaubensgenossen aus dem estnischen Volke zugänglich zu machen“.

In der St. Johannis-Kirche (eine Universitäts-Kirche existirte damals bekanntlich noch nicht) fand dann am 10. Februar „eine ernste und würdige Nachfeier des 300-jährigen Todes-Gedächtnisfestes statt, in welcher der Prediger es der zahlreichst versammelten Gemeinde dringendst ans Herz zu legen bemüht war, unerschütterlich festzuhalten an dem Einen Herrn und dem Einen Glauben, der die Welt überwindet mit aller ihrer Angst und der auch dem theuren Gottesmann Luther allein die Kraft verlieh, Welt und Tod und Grab zu überwinden“.

In Riga wird ebenfalls am 10. Februar die kirchliche Feier des Luther-Tages in den städtischen und vorstädtischen Kirchen begangen (S. 201--203); Superintendent Vergmann

mahnt in der St. Petri-Kirche zu treuem Halten am Evangelium. Unmittelbar nach dem Gottesdienste findet im Saale des Gymnasiums die Generalversammlung der Rigaschen Sektion der Bibel-Gesellschaft statt, die mit einer Luther-Gedenkrede eröffnet ward. Der Direktor der Sektion gab darauf eine kurze Uebersicht über die „erstaunenswerthen Fortschritte der Bibelgesellschafts-Thätigkeit innerhalb des Zeitraumes von 42 Jahren“. Weiter „ließ Redner Martin Luther selbst in seiner herrlichen Kraftsprache die Macht und den Segen des Gotteswortes verkünden“, woran sich der Gesang des letzten Verses aus Luther's Triumphliede „Ein feste Burg ist unser Gott“ anschloß. — Ferner tritt am 18. Februar, dem Kalender-Datum des 300. Todestages Luther's nach Julianischer Zeitrechnung, die Große Gilde zu ihrer zweiten Fastnachts-Zusammenkunft zusammen; an diesem Tage, „an welchem vor 300 Jahren der Kämpfer für Licht und Recht, für Wahrheit und Freiheit diese Welt verließ“, beschließt sie, aus Mitteln der Gilde 2000 Rbl. S. zum Aufbau der i. J. 1812 eingeweihten St. Gertrud-Kirche herzugeben und für den Neubau einer evangelischen Kirche jenseits der Düna ein Kapital von 10,000 Rbl. S. abzulassen. — Weiter wird eine Subskription freiwilliger Beiträge zur Errichtung eines Martin-Luther-Waisenhauses eröffnet und das Werk nimmt „einen gesegneten Fortgang“. — Endlich finde hier aus Riga noch folgende Notiz vom Schluß des Jahres (S. 1187) Platz: „Durch wahrhaft christliches Entgegenkommen von etwa 300 Mitbürgern unserer Stadt, die sich zu einem jährlichen Beitrage von 1 Rbl. S. verpflichtet haben, ist der Prediger der St. Gertrud-Kirche in den Stand gesetzt, am 10. November, als am Geburtstage unseres großen Reformators, eine Schule für Kinder armer, seiner Gemeinde angehöriger Eltern, genannt St. Gertrud-Gemeinde-Schule, nach eingeholter höherer Genehmigung zu errichten. 60 Kinder, ebenso viel männlichen als weiblichen Geschlechts, sollen in dieser Schule in 24 Stunden wöchentlich unentgeltlich Unterricht erhalten in der Religion, im Kirchen-Gesange, im Lesen, Schreiben und Rechnen — die Mädchen auch Unterweisung in den weiblichen Handarbeiten durch 5 Damen, die sich dazu anheischig gemacht . . .“

In Reval wurde der Todestag des Reformators am 6. (18.) Februar „in unseren Hauptschulen feierlich begangen“ und auf Anordnung des Stadt-Konsistoriums am nächstfolgenden Sonntag von allen lutherischen Kanzeln in Reval „den Gemeinden in angemessener Weise in Erinnerung gebracht“ (S. 289). Im Hause des Pastors Th. Luther, eines Nachkommen vom Bruder des Großvaters Martin Luther's, wurde ein als „die schönste Frucht dieser Todtenfeier“ bezeichneter Vortrag gehalten und dann zum Besten zweier Armenthsulen veröffentlicht.

— — Man mochte durch die Konversionsbewegung hier und da das Gefühl gehabt haben, der Bau des evangelisch-lutherischen Kirchenwesens in den drei Provinzen sei ins Wanken gekommen; das Jahr 1846 zeigte schon, auf wie starke Pfeiler er sich stütze.

* * *

Wie es sich hier auf geistlichem Gebiet regt zur Belebung des Erstarrten und Festigung des Schwankenden, so sehen wir in dem Jahrgang 1846 der uns beschäftigenden Zeitschrift auch manche Symptome für das heiße Bemühen um Fortschreiten auf agrarpolitischem Gebiete und um materielle Fortentwicklung. Das auf seine Guts herrlichkeit sich zurückziehende Junkerthum wird scharf verurtheilt; der Anwendung der Prinzipien vollster Humanität, der Aneignung entwickelterer Formen der Ackerbewirthschaftung, der Selbstarbeit und Selbstbildung des Gutsbesizers wird das Wort geredet.

So zieht gegen junkerliche Indolenz ein patriotischer Eiferer mit folgenden zürnenden Worten (S. 54) zu Felde: . . . „Wir kennen unsere Provinz nicht, und weil wir unsere Provinz nicht kennen, kennen wir auch unsere Güter nicht. Wie Manchem verfließt ein halbes Säkulum auf seinem Landsitz und noch hat er nicht daran gedacht, in seinen Wald zu gehen, ein Bauergesinde zu betreten, ja Mancher ist kaum bis zur äußersten Grenze seiner Felder gekommen! Einsam mit dem Anbau des eigenen Grundstückes beschäftigt, kaum die Bevölkerung, die Kultur und den Boden des Kirchspiels kennend, streift kein Gedanke an die mögliche Bedeutung der Ostseeprovinzen hin, die größer sind

als Baiern, als Irland, die wahrscheinlich mehr innere Quellen des Reichthums, gewiß eine günstigere Handelslage haben und nur durch beispiellose Indolenz und Vereinzelnng der Landbesitzer verhältnißmäßig sehr arm und sehr unbedeutend sind... Mit Trauer erblickt man die Bestrebungen edler Patrioten, wie des vortrefflichen Landrath Bruiningk, die Gesundheit und Kräfte dem Vaterlande darbringen — wenn die einfache Genugthuung ihnen versagt wird, Thätigkeit und Eifer einer jüngeren Generation zum Gemeinfinn, zum Thaten blühender Vereine, zum wahren Wohle des Vaterlandes zu wecken, wenn es ihnen nur Wenige zu überzeugen gelingt, daß der Wohlstand des Einzelnen weit gewisser aus dem Wohlstande des Ganzen, als umgekehrt hervorgeht. Gott verhüte, daß unsere Nachkommen in gleicher Unwissenheit der nächsten Umgebung, der vaterländischen Zustände aufwachsen“.

Die bäuerlichen Verhältnisse werden denn auch im „Inland“ durchaus von einem aufgeklärten, durch die nachmalige Entwicklung glänzend gerechtfertigten Standpunkt aus betrachtet.

Von hohem Interesse ist gleich der erste Artikel des Jahrganges 1846, in welchem Ernst v. Rechenberg-Linten unter spezieller Berücksichtigung Kurlands die „Bauernverhältnisse in der Dekonomie, in Beziehung auf die frühere Leibeigenschaft und die Entwicklung des Bauernstandes nach derselben“ behandelt. Noch waren nicht 30 Jahre seit Aufhebung der Leibeigenschaft verstrichen und jenseits der Narowa und Welikaja stand die Leibeigenschaft noch völlig ungebrochen da; aber der Verfasser des Aufsatzes konstatirt gleich Eingangs: „Der Besitz eines Leibeigenen ist bei uns schon ein ganz veralteter, nach dem gegenwärtigen Bildungsstande unserer Provinz auch moralisch ganz unwendbarer Rechtsbegriff. Herr und Diener würden sich ganz eigends gebühren, wenn sie sich nicht trennen könnten, und Ersterer, wenn er ihn auch fortzutreiben Ursache hätte, für ihn dennoch Kopf- und Rekrutensteuer bezahlen oder, im Fall der Diener entlaufen und zurückgebracht werden würde, das sogen. Fänggeld von 10 Rthlr. Alb. dem Ergreifer entrichten müßte. Ein Läufling in jenem Sinne ist ein ganz obsoletes Wort, denn Niemand entläuft sich mehr selbst, indem die Person auch

nur sich selbst angehört“. — Er tritt weiter für thunlichst humane Behandlung der Bauern im eigensten Interesse der Gutsbesitzer ein und konstatiert u. A. mit Befriedigung, daß es „eine Menge Güter giebt, wo die körperliche Hauszucht bei den Hofesarbeitern der Gesindesbauern garnicht angewendet wird.“ Den eigentlichen Kern des Aufsatzes aber bildet eine schon im Jahre 1840 dem kurländischen Landtage vorgelegte Denkschrift des Landesbevollmächtigten Baron Hahn. In weit ausschauender agrarpolitischer Weisheit wird hier — schon im Jahre 1840! — für die völlige Abschaffung der Frohne und Ersetzung dieser durch Geldpacht mit Wärme plaidirt; in Verbindung damit sollen die Gehorschverpflichtungen auf dem Hofe einer für Lohn einzurichtenden Knechtswirthschaft weichen. Das wird dann eingehend begründet. „Zur größten Genugthung“ bemerkt Ernst von Nechenberg zum Schluß: „daß die Ritterschaft selbst als Musterwirthschaft und als nachahmungswürdiges Beispiel durch die überwiegendste Stimmenmehrheit die Einführung der Zins- und Knechtswirthschaft auf einem ihr gehörigen Patrimonialgute beschlossen und ihre Repräsentation solches bereits ausgeführt hat, daß die Berathungen hierüber aus freiem Antriebe der größte Beweis von dem Fortschreiten des Zeitgeistes sind, ja daß selbst dieser Aufsatz, den ich als Gutsbesitzer in meinem eigenen Interesse geschrieben, von diesem Geiste spricht, indem jetzt jeder Gebildete und deshalb meine Landsleute vorzüglich seinen Inhalt würdigen und verstehen werden, während am Ende des vorigen Jahrhunderts ich als ein Kezer und Feind des Vaterlandes ohne Barmherzigkeit in der öffentlichen Meinung gerichtet worden wäre“.

In dem nämlichen Geiste wird (S. 494) auch für livländische Verhältnisse die Einführung der Knechtswirthschaft befürwortet und namentlich auf diese, in Heimthal von P. v. Sivers musterhaft organisirte Bewirthschaftungs-Methode hingewiesen.

Auch in Estland ist man nicht unthätig und sucht den Erfordernissen einer neuen Zeit nachzukommen. So bildet sich dort (S. 737) „zur Beförderung des Wohlstandes der Bauern der Ditsche-Gouvernements“ aus Gliedern des estländischen Adels

eine Gesellschaft, die sich zum Zweck setzt, ein Gut anzukaufen und darauf „Muster-Verhältnisse der Bauern zu den Gutsherren zu versuchen“. Zu diesem Behuf waren damals schon 21,500 Rbl. S. aufgebracht; außerdem stand noch ein Darlehen von 50,000 Rbl. S. aus dem Reichsschatz zur Disposition.

Mit den wirthschaftlichen und sonstigen Landesangelegenheiten beschäftigen sich in jenem Jahre angelegentlich die auf Allerhöchsten Befehl, mit Hinzuziehung von Repräsentanten der Ritterschaften niedergesetzten „Kommissionen in bäuerlichen und Provinzial-Angelegenheiten“. Vom Generalgouverneur sind für Livland als Deputirte der Landrath H. J. L. Samson von Himmelstern und v. Fölkersham zu Rujen-Großhof designirt; weiter nahmen der Livländische Landmarschall Karl v. Lilienfeld und als Ritterschafts-Delegirte Landrath M. v. Dettlingen und Kreisdeputirter Baron Rodken an den Kommissions-Berathungen theil.

Recht weitgehende Hoffnungen auf eine wirthschaftliche Belebung der Provinzen ruft in jener Zeit auch ein Eisenbahn-Projekt wach. Aus Libau wird dem „Inland“ im Februar 1846 (S. 207) geschrieben: „Wir hören hier viel von einer Eisenbahn, die von Petersburg nach Baltischport gelegt werden soll. Würde die Bahn noch um 300 Werst verlängert und nach Libau hin gelegt werden, so würde sie nicht nur die an eine Bahn nach Baltischport geknüpften Bedingungen in vollem Maße erfüllen, sondern auch die Städte Narva, Dorpat, Riga, Mitau und Libau in direkte Verbindung mit der Residenz setzen und könnte noch weiter geführt werden, statt daß sie mit Baltischport ein Ende hätte. Was müßte nicht der Personenverkehr und namentlich der zwischen Riga und Mitau dem Unternehmen einbringen, und wie würde eine Eisenbahn von Libau nach Warschau, von der wieder die Rede ist, den Unternehmern vortheilhaft und für Libau segensbringend sein! . . .“ Das ganze Eisenbahn-Projekt nimmt schließlich eine recht überraschende Wendung: die zur Gründung der Bahn Petersburg-Baltischport zusammengetretene Gesellschaft erhält nämlich von der Regierung die Bestätigung nebst Garantirung von 4 pCt. des Anlage-Kapitals, jedoch fürs Erste für einen Schienenweg von Petersburg über Dranienbaum nach Kronstadt (S. 1017). —

Noch mehr als zwei Dezenien verstrichen, bis endlich die Bahn Petersburg-Baltischport verwirklicht war.

* * *

Mochte auch in den Städten sich die materielle Noth der Zeit aufs empfindlichste fühlbar machen, so hinterläßt das Jahr 1846 doch durchaus den Eindruck, daß das städtische Leben sich in aufsteigender Linie bewegt. Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie in Anlaß der Hungersnoth und Theuerung in den Städten freudig thatkräftige Hilfsbereitschaft in Wirksamkeit trat und wie die Konversions-Bewegung sich in den Städten, namentlich gelegentlich des Luther-Gedenktages wiederpiegelte. Mehrere größere kommunale Werke und Projekte beschäftigen die Bürgerschaften — so in Miga der Plan zur Anlage einer unterirdischen Wasserleitung für die Petersburger Vorstadt, die Umpflasterung der städtischen Straßen, das Projekt der Ersetzung der hölzernen Röhren durch eiserne Wasserröhren bei der aus dem 17. Jahrhundert stammenden „Wasserkunst“ und zugleich der Plan, „die Triebkraft dieses hydraulischen Werkes dem Pferdgeschlecht zu nehmen und durch eine Dampfmaschine zu ersetzen“, endlich die Begründung eines Kredit-Vereins der städtischen Immobilienbesitzer (331—332).

Besondere Regsamkeit thut sich in der Universitäts-Stadt kund. In rühriger Weise ist der von der Staatsdame Fürstin Barclay de Tolly gegründete Hilfs-Verein thätig: pro 1845 hat er an regelmäßigen Beiträgen die Summe von 895 Rbl. (darunter ein Beitrag von 85 Rbl. seitens der Großfürstin Helena Pawlowna) aufgebracht und Verloosungen, Konzerte, theatralesische Vorstellungen und eine „Kollekte im Privat-Theater-Verein“ veranstaltet; im Jahre 1846 hält auch Professor Mädler einen öffentlichen Vortrag zum Besten des Hilfs-Vereins über seine Auffindung des Zentralkörpers in unserem Fixstern-System; wiederholte testamentarische und andere Zuwendungen — so von dem am 12. April 1846 verstorbenen Sekretär Karl Schulz 5000 Rbl. S. und ein neues zweistöckiges Haus und vom Gärtner Neubauer 5147 Rbl. S. — legen Zeugniß ab von den Sympathien, deren sich dieser Verein erfreut, und von der damals anzutreffenden gemeinnützigen Gesinnung.

Die Stadt-Verwaltung unternimmt allerlei Neuerungen und Vervollkommnungen. Im Herbst 1846 wird für die Beleuchtung der städtischen Straßen Spiritusgas statt des bisherigen Hanföls angewandt (mit Bezug darauf schreibt Bulgarin an ein russisches Blatt: „die Nachts durch unser Dorpat Reisenden wundern sich jetzt, daß es bei uns so licht ist, wie auf dem Newski-Prospekt“); zwei artesische Brunnen werden angelegt; man beginnt damit, für die Bauern des Stadtgutes Jama steinerne Häuser aufzuführen; der Plan zur Errichtung eines Zwangsarbeitshauses („Korrekions-Anstalt“) wird ernstlich ins Auge gefaßt.

Man freut sich jeder Verschönerung der Stadt — so der in Aussicht stehenden Enthüllung des Barclay-Denkmal und der Anlage des Tschelerschen Parks. Ueber den letzteren Punkt bietet das „Inland“ unterm 21. August die nachstehende, wohl für manchen Lokal-Patrioten interessante Mittheilung (S. 838—839):

„Als ich nach einem Zeitraum von 32 Jahren das eine Werst von Dorpat belegene Gut Tschelers und die malerische Umgebung desselben mit theils freudigen, theils wehmüthigen Jugenderinnerungen besichtigte, erfuhr ich die Gegenwart des derzeitigen Herrn Besitzers, den ich vor mehreren Jahren in der Residenz kennen gelernt, und ward bei einem Besuch besonders angenehm überrascht durch die Aeußerungen und Mittheilungen dieses durch Reisen und Selbststudien fein gebildeten, noch jungen Mannes, dessen wohlwollende, für die Annehmlichkeiten in unseren Provinzial-Städten so sehr vermißten öffentlichen Lebens thätig sorgende Gesinnungen dem Dorpat'schen Publikum viele und mannichfaltige Erholungen im Tschelerschen Bereich versprechen. Derselbe hat nämlich beschlossen, ein fruchtbares, kultivirtes, 12 Dessätinen betragendes Acker-Areal, von der Stadtgrenze an mit dem Lustgarten des Herrenhauses verbunden, zu einer großartigen Park-Anlage fürs Publikum zu opfern und zu eröffnen, deshalb einen geschickten Kunstgärtner angestellt, Pläne entworfen und bereits ansehnliche Summen dazu angewiesen, um während seiner bevorstehenden, vielleicht Jahre lang dauernden Abwesenheit auf Reisen, im nächsten Herbst wilde Baum- und Sträucher-Pflanzungen edler Arten zu beginnen (Fahrwege, Fußstege, Kanäle und

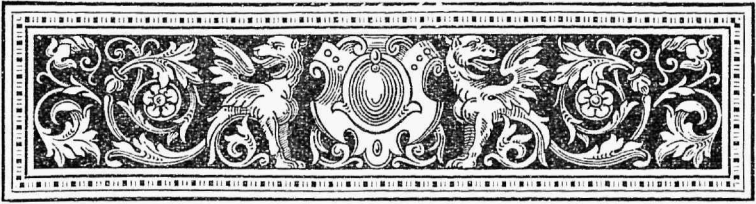
Brücken sind bereits im Werke) und für die zivilisirte Welt ein vollständiges Restaurations-Gebäude mit Pavillons, Kiosks und anderweitigen Gesellschafts-Lokalitäten aufzuführen — als Abtheilung von der schon bestehenden Hofeschenke, zu welcher letzteren jedoch ebenfalls eine bedeutende Ackerfläche in der Nähe auf der anderen Seite des Hofes, ganz von dem Hauptpark mittelst einer hohen Befriedung getrennt, zu einem Lustwäldchen für John Bull eingeräumt wird. — Möchten solche gemeinnützige Vorsätze, auf wahrhaft liberale Ansichten gegründet, einen ungehinderten Fortgang haben und andererseits nicht durch engherzige kleinliche Sch-Philosophie gestört, sondern vielmehr nach dem Beispiel aller zivilisirten Länder durch Handreichung, d. h. Entgegenkommen in Hinsicht grenznachbarlicher, grundherrlicher und öffentlicher Rechtsgrundsätze, und dadurch diese höchst lobenswerthe Unternehmung gefördert werden, auch der Zerstörungssucht der niederen Klassen Einhalt geschehen, um wenigstens auf die Weise die dem uneigennützigen Unternehmer zuzuerkennende Erkenntlichkeit zu bethätigen“.

Die schmucke, kleine Embach-Stadt stand damals im Zeichen vollen Aufblühens: ihren Hauptstolz bildeten die Universität und die Schulen. Reiches Lob wird ihr auch von Nicht-Allteingeseffenen gezollt. So bemerkt Th. Bulgarin in einem seiner „Briefe aus Livland“ an N. J. Gretsch (S. 943): „Ueberhaupt sind die hier anreisenden Russen von der Bequemlichkeit und Ordnung in der Stadt entzückt“. — Mit höchster Anerkennung äußert sich die j. Z. vielgelesene, in Petersburg ausgegebene „Nord. Biene“ über die Stadt. „Dies ist“ — so heißt es in der Nummer vom 4. Mai 1846 („Inland“, S. 476) — „keine große, aber eine kostbare Perle in der Russischen Krone. Es ist längst Mode geworden, Dorpat ein Petersburg en miniature zu nennen, obgleich diese Parallele allerdings ein wenig übertrieben ist; allein Dorpat ist unter den Kreisstädten in ganz Europa unzweifelhaft dazu berechtigt, denselben Platz einzunehmen, welchen Petersburg unter den Residenzen behauptet. Dorpat ist eine reinliche Stadt und für eine Kreisstadt sogar prächtig gebaut — bei einer herrlichen, malerischen Lage, welche dem bekannten Künstler Lera dazu Veranlassung bot, die Ansicht von Dorpat in sein Kosmorama des ganzen Weltkreises einzuschließen, und was das Allerwichtigste ist: Dorpat genießt des

Ruhmes äußerst gesunder Luft... In den Dörptschen Buden und Magazine können Sie alles dasjenige finden, was Sie in Moskau und St. Petersburg antreffen, alle russischen und ausländischen Waaren. Allein die Hauptsache bleibt, daß man wohl nirgends seine Kinder beiderlei Geschlechts so gründlich und doch so billig ausbilden lassen kann, als in dem gelehrten Dorpat, wenn man sie unter elterlicher oder doch wenigstens gehöriger fremder Aufsicht erziehen lassen will, und es giebt wohl kaum irgendwo eine bessere medizinische Fakultät, als in Dorpat". — Gegenüber diesem, freigebig von russischer Seite gespendeten Lobe kann man die daran geknüpften tadelnden Bemerkungen schon verschmerzen; diese beziehen sich darauf, daß der Russe sich in Dorpat nicht ganz heimisch fühle, daß es hier „kein allgemeines Leben“, keine „allgemeinen anständigen Vergnügungen“, wie z. B. kein Theater, überhaupt aber keine „russische Treuherzigkeit, russische Gastfreundschaft und russische Geiterkeit“ gebe. — Ob der Verfasser dieses Artikels auch noch heutzutage solches Lobspenden und seine Desideria gerade in solcher Färbung vorbringen würde?

(Fortsetzung folgt.)





Ueber Frauenlitteratur.

Zwei Vorträge von J. Sintenis.

II. Was schreiben Frauen?

Wenn es mir neulich nicht vollkommen hat gelingen wollen, auf die Frage: Warum dichten Frauen? eine bündige Antwort zu geben, so trifft deshalb nicht mich allein der Vorwurf; der Grund lag vielmehr zugleich in der großen Mannigfaltigkeit der in Frage kommenden persönlichen und öffentlichen Verhältnisse, welche die moderne Frauenwelt auf die litterarische Laufbahn gelockt, ja gedrängt haben.

Vielleicht wird es eher möglich von einer anderen Seite her eine Perspektive zu gewinnen, welche besseren Aufschluß giebt oder wenigstens eine ergänzende Uebersicht gestattet; vielleicht läßt sich die Frage: Was dichten, was schreiben Frauen? derart beantworten, daß wir auch auf das Warum einen Rückschluß machen können.

Nur ungerne und zögernd werde ich endlich eine dritte Frage zu entscheiden wagen: Wie dichten Frauen? Ich habe mich bisher geüffentlich fast aller Qualifikation weiblicher Poesie enthalten und werde diese Reserve doch kaum weiter bewahren können.

Untersuchen wir zunächst, was Frauen in früheren Zeiten gedichtet, später überhaupt geschrieben haben.

Dichterinnen alter Zeiten bis zur Reformation giebt es so

wenige, daß man sie als ganz individuelle Erscheinungen betrachten kann. Die hervortretende Persönlichkeit äußert sich denn auch in derjenigen Dichtungsart, welche das subjektive Gepräge der augenblicklichen Stimmung trägt, in der Lyrik. Das Lied und seine Verwandten sind der Ausdruck gelegentlichen Empfindens; sie entspringen der Erregung des Moments.

Nun, die Frauen haben sich bis vor dreihundert Jahren fast ausschließlich in den Grenzen der lyrischen Poesie gehalten.

Das älteste Frauenlied steht in der Bibel; es ist der Triumphgesang der Deborah, den sie anstimmte, nachdem sie mit Barak den Siffra geschlagen und Israel von den Kanannitern befreit hatte. Gott wird gepriesen, daß er ihre That hat gelingen lassen, sowie die der Jael, der Keniterin, die den Siffra getödtet hatte. Es ist der Siegesjubel patriotischer Begeisterung, dessen Echtheit auch die radikalsten Kritiker des Kanons nicht bezweifeln in dem sogar die Extremsten das älteste Denkmal hebräischer Poesie anerkennen.

Wir besitzen aber noch einen zweiten Siegesgesang einer anderen jüdischen Heldin im Schlußkapitel des apokryphen Epos von Judith, die den Holofernes erschlagen; indessen fällt sein Ursprung sicher erst mit der Abfassung des übrigen Gedichts zusammen und das Lied ist also der Judith nur in den Mund gelegt; an und für sich dürfen wir ihr freilich dieselbe lyrische Fähigkeit zutrauen, welche Deborah auszeichnet.

Durch ungewöhnliche Veranlassung aus dem alltäglichen Lebenskreise hervorgehoben werden Frauen zu Heldinnen und Dichterinnen; zu beiden Rollen inspirirt sie die Begeisterung für das bedrängte Vaterland, der Enthusiasmus steigert die Energie. Dieselbe Spannkraft, welche den Arm zu männlichem Handeln stärkt und bewaffnet, rüstet auch den Geist aus zu Schwung und Flug.

Schauen wir uns um in der Weltgeschichte: noch manches Mal hat ein Weib die Ihrigen, ihre Vaterstadt, ihr Vaterland zum Siege geführt — keine andere aber hat ihre Heldenthat besungen. So ist das älteste Frauenlied zugleich das einzige seiner Art.

Im Gegensatz zum semitischen Heroismus einer Deborah steht das arische Frauenideal, welches die Epen und Dramen des alten Indiens uns schildern; auf's Reizendste und Rührendste wird weibliche Klugheit, Anmuth, Liebe und Treue verherrlicht; aber ich wüßte nicht, daß die Originale einer Damajanti, Vasantafena, Sakuntala uns Gesänge hinterlassen hätten;*) sie sind selbst Gedichte, erfüllt von echter Weiblichkeit wie Cordelia, Ophelia, Julia und Desdemona, die nur in der Dichtung gefungen haben.

Erst in Griechenland erklingt wieder das Frauenlied, wenn auch noch selten, doch desto schöner. Die Gesänge der Sappho galten den Griechen als das Vollkommenste in der lyrischen Dichtung. Und doch hatte sie so gewaltige Konkurrenten wie Alkaios, Anakreon, Pindar. „Wie Homer unter den Männern, steht sie unter den Frauen einzig und unerreichbar da für alle Zeiten“ sagt ein griechisches Epigramm und es hat bis heute Recht behalten. Wir haben leider fast nur Bruchstücke ihrer Lieder, aber auch dieses Wenige, meist Liebesklagen, athmet einen Geist, eine Innigkeit, eine naive Unmittelbarkeit ohne Gleichen. Wer diese Ueberreste betrachtet, muß an Blumen denken, die, zur Erinnerung aufbewahrt, Kunde geben von dahingeschwundenen Tagen; verdorrt zwar und zerbröckelt haben sie doch ihren Duft bewahrt, der noch jetzt unseren Sinn gefangen nimmt.***) Auch die Landsmänninnen der Sappho halten sich alle in den Grenzen der Lyrik; Erinna, Myrtis, Korinna, Telephilla, Praxilla u. A. gehören wie Jene dem äolischen oder dorischen Stamme an, welche dem weiblichen Geschlecht eine freiere Stellung einräumten als der ionische.

Nach einem halben Jahrtausend werden zwei römische Dichterrinnen namhaft gemacht; beide heißen Sulpicia, beide haben erotische Lieder verfaßt.

Wieder vergehen Jahrhunderte — bis in Spanien aus der glänzenden Kulturwelt des arabischen Kalifats einige Dichterrinnen

*) Die indische Dichterin Damabhai gehört unserer Zeit an und steht vielleicht unter dem Einfluß europäisch-indischer Kultur. Scherr, Weltlitteratur 9. Auflage, Seite 45.

**) Th. Koch, Alkaios und Sappho 1862. S. 22, 25.

aufstauen; zur Lyrik gesellt sich hier das den Orientalen so geläufige Märchen. Eine dieser semitischen Musen, eine Sultantin schreibt sogar, als wäre sie ein weiblicher Dr. phil. des 19. Jahrhunderts, schon historische und ästhetische Untersuchungen.

Zu gleicher Zeit steht einsam im deutschen Mittelalter die Nonne Groswith von Gaudersheim; mit pädagogischem Eifer, aber ohne Geschick und ohne Glück verwandelt sie christliche Legenden in lateinische Lesedramen.

Am Anfange des 12. Jahrhunderts endlich lebt in Byzanz die Kaisertochter Anna Komnena und schreibt die Geschichte jener 50 Jahre, deren Mittelpunkt der erste Kreuzzug bildet. Treten wir aus dem Mittelalter über die Schwelle der neueren Zeit. Als nach dem Falle von Konstantinopel die Verehrung für griechische Bildung sich über Italien verbreitete, ergriff diese geistige Bewegung auch die Frauen der höheren Stände; sie vertieften sich in die Kenntniß des Alterthums und eifern antiken Vorbildern nach; bald ist der Humanismus auch in Frankreich und Deutschland zur Herrschaft gelangt und im selben Maaße wächst auch die Betheiligung der Frauen an der Renaissanceelitteratur. Doch ließ sich das Alterthum nicht neu beleben und die einseitige Abhängigkeit von Griechen und Römern hätte sich bald gestraft durch den Mangel an jugendlicher Initiative. Die Wärme, mit welcher man die Lebensanschauungen des Alterthums adoptirte, konnte höchstens eine Treibhausdichtung von kümmerlichem Wuchs und kurzer Dauer hervortreiben. Es gab zum Glück ein moderneres Ingredienz — die Vorbilder Petrarca und Boccaccio; und ein aktuelles Interesse — die glänzende Kunstentwicklung des 16. Jahrhunderts. Die formvollendeten Sonnette des Petrarca, die lebensfrischen Novellen des Boccaccio, die Meisterwerke Rafaels, Leonardos, Michelangelos verbinden ihren Einfluß mit dem des Alterthums und gestalten ein ganz neues geistiges Leben. Auf solchem Boden erwachsen die Dichtungen der Schwester Franz I. von Frankreich Margarethe von Valois: Novellen, Lieder und Lehrgedichte; unabhängigere Wege geht die schöne Seilersfrau von Lyon Luise Labé; sie hatte 1542, erst 16 Jahre alt, in Männerkleidung als Kapitän Loys an der Belagerung von Perpignan theilgenommen; nach ihrer Verheirathung wird ihr Haus der

Sammelplatz von Künstlern, Dichtern und Gelehrten; sie aber dichtet und komponirt zugleich ihre Lieder, denen man natürliches Gefühl, echt lyrischen Schwung, Reinheit und Wohlklang der Sprache nachrühmt.

In Italien, der Heimath der Renaissancebewegung, vollzog sich jene *) „Losprechung“ — Emancipation im besten Sinne des Wortes — welche die Frau als eine Gleichberechtigte neben dem Manne anerkannte; hier, wo sie ihre Begabung und Bildung ganz im Dienste edler Weiblichkeit verwerthete, gewann sie eine Bedeutung auf das gesammte Kulturleben wie bisher noch nie.

Wir erfahren, daß die Venetianerin Cassandra Fedeli am Ende des 15. Jahrhunderts in Philosophie und Theologie einem gelehrten Manne gleichbewandert war; Gregorovius im Leben der Lucrezia Borgia nennt eine Reihe Anderer. Alle aber überstrahlt Vittoria Colonna, welche für den Verlust ihres Gatten, des Marquese von Pescara, Trost findet in der Poesie; um ihrer wundervollen Sonnette willen ist sie von Mit- und Nachwelt hochgefeiert; unter den Zeitgenossen haben Michel Angelo und Ariosto ihr gehuldigt, die Folgezeit hat ihr eine ganze Litteratur gewidmet.

Noch einer Anderen sei gedacht, der ebenso geistreichen als schönen Olympia Morata, welche als Gattin des Heidelberger Professors Grundler 1555 gestorben ist.

„Nirgends **“) tritt in der Frauenwelt jener Zeit die verstimmende Absicht zu Tage, um jeden Preis sich hervorzuthun, denn Auszeichnungen werden nur jenen zu Theil, in deren Persönlichkeit sich Anlage, Schönheit, Erziehung, gute Sitte und Frömmigkeit zu einem harmonischen Ganzen fügten. Und die Männer brauchen mit ihrer Anerkennung nicht zu sparen.

Eine ganze Gallerie von Fürstinnen erblicken wir in den Generationen des 16. Jahrhunderts, welche der Dichtkunst ergeben waren; häufig sind es rauhe Schicksale, welche die Verse hervorgerufen.

*) Schultheß, Tullia d'Arragona in Westermanns Monatsheften 74. S. 129 vom April 1893.

**“) Schultheß l. c. S. 130.

Der Schwester Karls V., der Königin Maria von Ungarn schreibt man das geistliche Lied zu: „Mag ich Unglück nicht widerstahn“; mit größerem Recht vielleicht das Lied auf den Tod ihres Gemahls Ludwig, der bei Mohacz gefallen war: „Ach Gott, was soll ich singen“; beide sind einer tiefbetrübten Königin nicht unwerth.

Ebenso gern glauben wir an die Echtheit jenes rührenden Madrigals, in welchem Maria Stuart ihrem Schmerze Ausdruck gegeben hat, als sie von Frankreich und ihrer glücklichen Jugend Abschied nahm; auf der Ueberfahrt nach Schottland entstand, so erzählt Brantôme, *) wenigstens der Anfang des Gedichts:

Leb wohl, mein lieblich Heimathland!

Das Schiff, das uns zu scheiden eilt,
Hat meine Seele mir getheilt;
Die Hälfte blieb bei dir zurück:
Die mahnt dich nun zu jeder Frist,
Daß du der andern nicht vergißt.

Auch ihre Gegnerin Elisabeth hat der Kummer zur Dichterin gemacht; im Gefängniß zu Woodstock hat sie 1555 mit Holzkohle auf einen Fensterladen folgende Klage über das gewaltsame Verfahren ihrer Halbschwester Maria geschrieben: **)

O Schicksal, wie dein unster Walten mir
Häuf't auf's verstor'te Haupt Bekümmernisse,
Bezeugt der rauhe Kerker, welcher hier
Mich einschließt, und die Freuden, die ich misse.
In Fesseln, wie sie Schuld'ge sollten tragen,
Haßt grausam die Unschuld'ge du geschlagen;
Und frei von Banden wandelst zum Beneiden,
Die wohl verdienet hat, den Tod zu leiden.
O Gott, bezwing der Feindin Haß und sende,
Das mir bestimmt war, ihr: ein jähes Ende!

Von beiden Königinnen giebt es noch andere, spätere Gedichte; aber sie betreffen unsympathische Vorgänge, selbst-

*) A. Goedeke, Maria Stuart 1879. S. 26.

**) Percy, Relics of ancient english poetry. London 1765. II. p. 132—201.

verschuldete Verwicklungen: es sind Sonette Maria Stuarts an Bothwell und Beschwerden Elisabeths über die Umtriebe der gefangenen Maria — Percy bemerkt zu Letzteren, das sei keine Probe reichquellender Poesie.

Von den Höfen Italiens, Frankreichs, Englands und Deutschlands geht die Poesie auf die Frauen der höheren Stände über.

Als eine wesentliche Erweiterung des Gesichtskreises erwähne ich die vielgelesenen Romane der Madeleine de Scudery, die klassischen Briefe der Marquise de Sévigné, sowie die unter den adligen Damen Frankreichs durch die Gräfin d'Albnoy eingeführte Vorliebe für Feenmärchen. Es sind dies Beiträge der Frauen zur klassischen Litteratur Frankreichs im 17. Jahrhundert, an welche sich dann die Schauspiele der Françoise de Woassigny anschließen, deren Génie aus Lessings Dramaturgie noch heute wohlbekannt ist.

Noch weiter geht die gelehrte Anna Dacier, die Herausgeberin und Uebersetzerin griechischer Klassiker in's Französische; mit Erfolg vertheidigt sie die Größe Homers gegen die plumpen Angriffe ihrer Zeitgenossen. So geht der Humanismus allmählich in die Philologie über und Madame Dacier vertritt in diesem Proceß die Frauenwelt.

Wie in Frankreich mehrt sich auch in England das Interesse der Frauen an der Litteratur; einzig in ihrer Art bleibt zum Glück Aphra Behn, die Verfasserin sittenloser Romane und Schauspiele; Walter Scott erzählt *) von einer vornehmen Dame, die ihm versicherte, wie noch in ihren Jugendjahren diese wüsten Schriften selbst unter den jungen Mädchen allgemein verbreitet gewesen; zufällig sei sie später wieder einmal auf einen jener Romane gestoßen und sie habe sich als achtzigjährige Greisin geschämt dasselbe Buch auszulesen, das man ihr als fünfzehnjährigem Mädchen ohne Arg in die Hände gegeben.

In Deutschland wagen es die Frauen des 17. Jahrhunderts nach und nach von der geistlichen Liederdichtung zur weltlichen

*) Gettner, Literat. Gesch. des 18. Jahrh. 3. Aufl., I., S. 121.

überzugehen — zunächst ohne merklichen Erfolg, so sehr ihnen auch die Dichtergesellschaften den Hof machen.

Im Zeitalter Paul Gerhards sind Choräle des allgemeinen Beifalls sicher; sie werden in zahllosen Gesangbüchern der Nachwelt aufbewahrt und überall gesungen.

Ich weiß nicht, mit welchem Recht behauptet wird, die Gräfin Anna von Stolberg sei die Verfasserin des Liedes: „Christus, der ist mein Leben“; noch zweifelhafter ist, ob die Gemahlin des Großen Kurfürsten Luise Henriette gedichtet habe: „Jesus, meine Zuversicht“, oder: „Ich will von meiner Missethat zum Herrn mich bekehren“; aber wohlbeglaubigt als Dichterinnen noch gebräuchlicher Choräle sind zwei Fürstinnen von Schwarzburg-Rudolstadt, z. B. von: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, oder von: „Schaff in mir, Gott, ein reines Herz.“ Diese geistliche Lyrik bleibt unsterblich, so lange es Protestanten giebt.

Verfchollen dagegen sind die gleichzeitigen weltlichen Dichtungen der Herzogin Sophie Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, die dem Palmenorden angehörte; die Hirtenlieder der Regnitzschäferin Gertrud Möller, einer gekrönten kaiserlichen Poetin; vergessen die Lieder der Katharina Regina von Greiffenberg, die an der Spitze der Lilienzunft in Jesens deutschgesinnter Genossenschaft stand, und all der anderen Frauen.

Auf Frankreichs klassische Periode im 17. Jahrhundert folgt die Deutschlands im 18. Wie dort, beginnen auch hier Frauen an allen geistigen Bestrebungen theilzunehmen, Anfangs passiv; man schwärmt in sentimentaler Entzückung für Klopstock, Gellert, Goethe — bald folgen auch eigene Versuche auf dem Gebiete des Romans und des Schauspiels; Wieland führt seine Jugendfreundin Sophie La Roche mit ihrem „Fräulein von Sternheim“ in die Welt ein; Goethe erlebt es,*) daß man „Agnes von Lilien“, ein Werk von Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, ihm, dem Verfasser des Wilh. Meister zuschreibt; in der That übertrifft dieser Roman die meisten Frauenromane bis auf den heutigen Tag. Von Schauspielen dieser Zeit ist schon das vorige Mal die Rede gewesen.

*) Schiller an Goethe, 6. Dezember 1796 — 16. Mai 1797.

Das 18. Jahrhundert gilt bekanntlich als die Periode der Aufklärung; englische und französische Philosophen und Dichter belehren die Menschheit über ihre Rechte; die Lehre von den Pflichten hat erst Kant und das 19. Jahrhundert hinzugefügt. Durch Rousseaus Erziehungssystem wird die heranwachsende Generation auf natürlichere Bahnen gelenkt.

Für diese Aufklärung nun begeistern sich namentlich die vornehmen Damen von London und Paris; in den Salons derselben versammeln sich die hervorragendsten Geister, von ihnen gehen die Schlagworte aus, welche im ganzen Lande widerhallen.

In solch einem Kreise Londons erschien *) — es war eine unverzeihliche Vernachlässigung der Mode — ein vornehmer englischer Geistlicher in blauen Strümpfen und die Damen, welche daran keinen Anstoß nahmen, sondern seinen Worten andächtig lauschten, wurden „Blaustrümpfe“ genannt; dies ward insbesondere der Spottname für alle diejenigen Damen, welche in den Gesellschaften der Mrs. Vesey sich um Samuel Johnson schauerten und endlich ist es eine Bezeichnung geworden für all die unweiblichen Wesen, welche über geistreicher Unterhaltung und Beschäftigung es versäumen ihr Hauswesen in Ordnung zu halten.

Diese blue-stockings ließen es aber bald nicht mehr bei der Litteratur bewenden; sie gingen auf Politik über und bei der nahen Verbindung Frankreichs mit England entwickelt sich dieses geschäftige Salontreiben gegen Ende des Jahrhunderts besonders in Paris.

Zwei Franzöfinnen mögen als Typen vieler Geringerer gelten, beide ungewöhnlichen Geistes, sonst aber in jeder Beziehung verschieden: Neckers Tochter, Madame de Staël und Madame Roland, die Gattin des Girondeministers. Jene neigt in der Politik zur englischen Parlamentspraxis mit einer beschränkten Monarchie im Hintergrunde; sie steht im Widerspruch gegen die Jakobiner und das Kaiserreich, die sie beide überlebt; diese ist als feurige Republikanerin für ihre Illusionen auf's Schaffot gestiegen. Madame de Staël hat in mannigfaltigen Schriften Proben eines glänzenden Talents und einer Beobachtungsgabe

*) Schloffer, Geschichte des 18. Jahrh. 3. Aufl., III., S. 601.

geliefert, welche an einer Französin bewundernswerth ist — nur Eines fehlte ihr, wodurch Madame Roland gerade imponirte und selbst ihren Gegnern gefährlich ward, die Grazie der Erscheinung, verklärt durch die reinste idealistische Ueberzeugung. Madame Roland fand in den stürmischen Jahren der Revolution keine Muße um Romane oder Bücher über fremde Länder zu schreiben; ihre politischen Briefe erschienen erst nach ihrem Tode und ihre glänzende Vertheidigungsrede verhallte im Getümmel des Konvents. Madame de Staël dagegen konnte ihre Reisen zu ihren beiden Romanen und ihr späteres Exil zu dem berühmten Buche „über Deutschland“ verwerthen.

Beide Frauen sind rechte Muster jener Emancipation, deren Verwirklichung sich seit der Renaissancezeit deutlich verfolgen läßt — aber, abgelenkt auf die politische Bahn werden sie Blaustrümpfe im vollsten Sinne des Wortes, denn die Eine opfert ihr häusliches Glück auf dem Altare des undankbaren Vaterlandes, die Andere sucht sich in der „Delphine“ über ihr eheliches Unglück Rechenschaft zu geben — so sind beide gehoben und getragen von derselben Hochfluth, aus welcher nur die Eine sich zu retten vermag. Aber eben weil sie durch ihre eigenthümliche politische und soziale Lage genöthigt werden sich auszusprechen, ist die lebendige Wirkung ihrer Schriften für alle Zeiten gesichert. Hätten sie Frankreich, die Eine vor den Jakobinern retten, die Andere von Napoleon befreien können, sie hätten doch keinen Triumphgesang angestimmt, denn sie waren weit hinaus über die naive Epoche lyrischer Begeisterung.

Bis hierher habe ich die originellsten und hervorragendsten Dichterinnen früherer Jahrhunderte namhaft gemacht; ich habe darauf hingewiesen, wie aus jener ursprünglichen Anlage und Neigung zur Lyrik mit zunehmender Kultur nach und nach die mannigfaltigsten Interessen sich entwickeln, nicht nur poetische, sondern auch wissenschaftliche und politische; dieselben Fortschritte lassen sich beobachten in Cordova wie in Byzanz, in Rom und Florenz, wie in London und Paris — ich brauche keinen ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß unser Jahrhundert nur in Masse reproducirt, was frühere Zeiten im Einzelnen energisch errungen haben.

Unser Jahrhundert unterscheidet sich von seinen Vorgängern durch die große Anzahl der Schriftstellerinnen, durch die gleichzeitige Verbreitung derselben über alle möglichen Gebiete — einige neu hinzugekommene werde ich später anerkennen — durch die wachsende Betheiligung Skandinaviens und Amerikas; alle diese Momente zusammen geben unserer Zeit den Anschein des gänzlich Neuen, Niedergewesenen. Es mag wenige sogenannte neuen Ideen geben, welche nicht frühere Jahrhunderte angebahnt und ausgesprochen hätten; aber in modernem Gewande, in theoretischer Breite, in unbefangener Zuversicht vorgetragen und vor allen Dingen in willkürlichen Zusammenhang gebracht, geben sie sich für jünger aus, als sie wirklich sind.

Soll ich nun Rechenschaft geben von den mannigfaltigen Richtungen, welche Frauendichtung und -schriftstellerei unseres Jahrhunderts eingeschlagen hat, so werden Sie mir's gewiß nicht verdenken, wenn ich mich wiederum auf Deutschland beschränke; auch so wird es schwer halten, eine deutliche Uebersicht zu gewinnen und ein Ende zu finden.

Von der Lyrik sind die Frauen auf das Epos und Drama übergegangen, haben sich aller Zweige der erzählenden Prosa bemächtigt: des Romans, der Novelle, des Märchens, der einfachen Erzählung, der Skizze und Humoreske; neu entdeckt ist das Gebiet der Jugendlitteratur, der Mode, des Haushalts und der Kochkunst; mannigfaltiger Handarbeit; der Gesundheitspflege und der Kinderernährung; Feuilletons und Bücher handeln von Kunst- und Litteraturgeschichte, von Musik und Theater — die unvermeidliche Kritik erstreckt sich hauptsächlich auf ähnliche Gegenstände; gering ist die Vorliebe der Frauen für Naturwissenschaften und Weltgeschichte; persönlicher Antheil an Nahestehenden veranlaßt sie häufiger Biographien derselben zu verfassen, merkwürdigerweise entschließen sich aber Frauen selten Selbstbiographien zu schreiben; an Reiseerlebnissen und -beobachtungen in Brief- und Tagebuchform ist kein Mangel; das Interesse für Religion, Philosophie, Pädagogik setzt manche Feder in Bewegung; viel Arbeit wird auf die Redaktion aller möglichen Zeitschriften verwendet. Füge ich nun noch Anthologien und zahlreiche Uebersetzungen hinzu, so bleibt, last not least, die rührige Thätigkeit in Erörterung sozialer

Probleme, namentlich der aktuellsten aller Fragen, der Frauenfrage hervorzuheben — und doch bin ich von Vollständigkeit ziemlich entfernt; habe ich doch z. B. Stenographie und Volapük zu nennen versäumt.

Erstaunt über den Umfang dieser Litteratur, welcher kaum noch Grenzen kennt, kann man nicht umhin auszurufen: Worüber schreiben unsere Frauen nicht?

Doch wäre es voreilig zu behaupten, die Mehrzahl dieser Frauenleistungen sei ebenso entbehrlich, wie ein sehr großer Theil dessen, was Männer geschrieben haben.

Es wäre auch ungerecht so abzuurtheilen. Denn Frauen haben es viel schwerer, Wichtiges und Großes zu Stande zu bringen als Männer; abgesehen von manchen anderen Vorkenntnissen und Vorbegriffen, fehlt ihnen meist die gründliche Vertrautheit mit der Weltgeschichte, für deren objektive Gesichtspunkte und Lehren sie weniger empfänglich sind, während sie eher geneigt sind ihrem Herzen zu folgen und für Alles, was Mitleid oder Bewunderung erregen kann, lebhaft einzutreten. Die Schwierigkeit liegt also hier wie anderwärts nicht in den Gegenständen selbst, sondern in der wesentlichen Anlage der Frau, deren Sympathien und Antipathien auf Empfindungen beruhen, die stärker sind als nüchterne Reflexionen; eine Eigenschaft, welche nun einmal Frauen liebenswürdiger macht als Logik und scharfer Verstand in einseitiger Entwicklung, und welche ohne Zweifel mancher weiblichen Dichtung besonderen Reiz verleiht.

Statt weiter summarische Betrachtungen anzustellen, die doch stets auf Ausnahmen stoßen, ziehe ich es vor, die einzelnen Zweige der Frauenlitteratur näher in's Auge zu fassen und sie im Allgemeinen abzuschätzen, Einzelnes aber, soweit ich orientirt bin, herauszuheben und zu charakterisiren; wenn ich gleich fürchten muß, Ihnen nicht viel Neues zu bieten, so wird doch dieser erste Versuch einer Uebersicht vielleicht von Werth sein. Lyrische Poesie verschwindet auch dann nicht, wenn bei fortgeschrittener Kultur das Drama, Künste und Wissenschaften die Herrschaft angetreten haben.

Dementsprechend giebt es auch heute noch eine sehr ausgedehnte Frauenlyrik; aber es muß bezweifelt werden, ob sie mit

der der Dichter einen Vergleich aushält. Wie zahlreiche volksthümlich gewordene Lieder von Dichtern unseres Jahrhunderts giebt es! Dagegen kenne ich nur zwei solche, welche Frauen zu Verfasserinnen haben: „Müde bin ich, geh zur Ruh“ von Louise Hensel und das vielgesungene: „Ach, wenn du wärst mein eigen“ von der Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Die Lyrik ist die Sprache des Herzens; nur was warm vom Herzen kommt, wird im Liede wirksam sein. So recht für die empfindsame Frauenseele geschaffen, enthält die Lyrik doch auch große Gefahren. Ihre unsterblichen Motive von Liebe und Haß, von Freude und Leid, von Sonnenhelle und Sternenschein und was sonst noch im Liede wiederklingt, Alles will auch im Kleinen bedeutend aufgefaßt und geschmackvoll ausgedrückt sein. Goethe und Eichendorff, Uhland und Heine, Platen und Geibel haben uns verwöhnt und gegen Verschwommenheit und Formlosigkeit empfindlich gemacht. Noch verdrießlicher wirkt Anlehnung an allzubekannte Muster.

Solche Mängel mögen der Frauenlyrik anhaften, daß es ihr nicht gelingt, sich geltend zu machen. Nur wenige lyrische Dichterinnen erheben sich über den Durchschnitt; bereitwillig nenne ich als solche Annette von Droste-Hülshoff, Betty Paoli, Adelhaid von Stolterfoth — doch bald mahnt mich mein kritisches Gewissen, nicht zu freigebig zu loben.

Keinem menschlichen Wesen darf man es verdenken, wenn es seinem vollen Herzen in Versen Luft macht; selbst das Nichtige kann durch feine Wendung und epigrammatische Zuspitzung für den Augenblick wichtig werden, aber nur für das eigene Bewußtsein. Wer mag wohl aller Welt gestatten, in die Werkstätte des Geistes hineinzublicken, wenn nicht auch Meisterstücke darin zu Stande kommen?

Allzuvielen Dichterinnen ist es, wie es scheint, folgendermaßen ergangen: sie haben für den Hausgebrauch, für das Familienbedürfniß ihren hübschen, runden, gefälligen Vers gemacht und ihre Umgebung angenehm damit unterhalten. Es wäre aber unbillig zu erwarten, daß das große Publikum sich ebenso über die bescheidene Gabe freuen, ja davon entzückt sein soll, wie die nächsten Angehörigen. Tritt nun solch ein häusliches Genie

öffentlich auf, so muß es eine ganz andere Beurtheilung erfahren. So löblich es ist, wenn die Hausfrau und ihre Töchter den poetischen Bedarf des täglichen Lebens selbst liefern, so unvorsichtig bleibt es doch auch, vom Publikum dieselbe Voreingenommenheit zu erwarten, welche jene bei den Andern finden.

Ich weiß wohl, unsere heutigen Lyriker gründen ihren Ruf auch nicht selten auf Formgeklingel und realistische Spitzfindigkeiten, Vorzüge höchst zweifelhafter Art. Das wäre denn ein weiterer Beleg für den Niedergang der lyrischen Poesie überhaupt. Schon vor hundert Jahren hat Schiller die Frage aufgeworfen:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter
zu sein?

Dazu kommt die unvermeidliche Nachahmungsfucht; vor 25 Jahren waren die „Lieder einer Verlorenen“ von Ada Christen erschienen; daß sie aber in 3 Jahren 3 Auflagen erlebten, hatten sie sicherlich mehr Paul Lindaus harmlosem Kleinstädterbrief zu verdanken, welcher nachwies, daß Alles, was Ada Christen zu sagen mußte, von Heine schon viel früher und treffender gesagt sei.

Wir haben aus besseren Zeiten so reiche Schätze, daß wir die lyrischen Beiträge der Gegenwart daran geben können, wenn sie nicht wirklich vorzüglich sind.

Mit mehr Strenge und richtigerem Geschmack sind uns von Frauenhand Blumenlesen ausgewählt; diese Geschenke nehmen wir lieber und dankbarer an, als ebenso viele Bände eigener Gedichte.

Noch glücklicher bewährt sich das weibliche Talent der An- und Nachempfindung in den zahlreichen Uebersetzungen. Seit Karoline Schlegel vor hundert Jahren Shakespeare's „Romeo und Julia“ übertrug — es war der Anfang des klassischen Shakespeare, welchen Dorothea Tieck *) ihrem Vater vollenden half — haben Talvj ihre serbischen Volkslieder, Amalie von Imhof die Fridjofs-sage, beide Goethe gewidmet, nachgedichtet, Luise von Bloennies englische Dichter verdeutschet; aus allen lebenden Sprachen besitzen wir heute ähnliche Beiträge zur Weltlitteratur von Frauen.

*) Köpfe, 2. Tied 2., S. 61. — Goedeke, Grundriß III., S. 23, nennt sie Agnes.

Brauchbar und zweckentsprechend mögen auch die „Polterabendsherze“ von Lucie Ideler, der „Hauspoet“ von Charlotte von Franken und der „Neue Hauspoet“ von Gertrud Triepel sein für solche Kreise, welche genöthigt sind zu festlichen Gelegenheiten eine poetische Anleihe zu machen.

Epische Dichtungen, welche vor 40—50 Jahren noch mit Genuß gelesen wurden, läßt man heute im besten Falle eben gelten, ohne sich dafür zu erwärmen; Frauen zumal werden sich nicht leicht von der auf diesem Gebiet hergebrachten Romantik losmachen, die sie an Kinkel und Hedwig lieb gewonnen haben; noch schlimmer ist es, wenn sie auf der breiten Heerstraße wandeln, auf der Julius Wolff mit verführerischen Liedern vorangeht. Daher haben wohl die vielen epischen Gedichte von Frauen ihren Platz mehr in Kürschners Litteratur-Kalender als auf unseren Büchertischen.

Dagegen finden Dichterinnen nicht selten auf der Bühne wohlverdienten Beifall. Giebt es auch kein großes Trauerspiel, kein bedeutendes Lustspiel von solchen, so haben doch die bürgerlichen Charakterdramen der Prinzessin Amalie von Sachsen, die Zugstücke der Charlotte Birch-Pfeiffer, die Lustspiele von Elise Henle und manches Andere mehr als ephemeres Leben. Freilich will es wenig sagen, wenn von 150 dramatischen Dichterinnen nur etwa 6% die Probe vor den Lampen ausgehalten haben. Jedenfalls lassen sich noch werthvolle mittlere Schauspiele und feinere Lustspiele von Frauen erwarten.

Ganz rathlos stehe ich nun dem Chaos von Romanen, Novellen und dem sonstigen Arsenal der Unterhaltungslitteratur gegenüber.

Ich fühlte mich geborgen, wenn ich ein für allemal von der Qualität so viel zu rühmen wüßte, wie von der Quantität. Aber leider stehen die Beiden in umgekehrtem Verhältniß zu einander.

Auch unsere Leihbibliotheken besitzen von Henriette Hanke, Fanny Tarnow, Luise Mühlbach, Amalie Schoppe nur immer einen Theil ihrer Werke, wenn auch die Titel ganze Seiten der Verzeichnisse füllen. Keine von diesen hat weniger als 100 Bände zusammengeschrieben. Nahezu ebenso stattlich sind die Leistungen

von Karoline Pichler, Fanny Lewald; von unseren Zeitgenossinnen können es Lola Kirchner, Auguste von der Decken und einige Andere zu derselben Anzahl bringen, wenn sie es nicht müde werden und es erleben; dazu haben sie ja aber alle Aussicht.

Man fragt sich unwillkürlich: woher nehmen diese behenden Arbeiterinnen die Zeit, welche zum Erfinden, zum Ausarbeiten eines Kunstwerkes erforderlich zu sein scheint?

Wie es in älteren Zeiten herging, davon kann ich aus eigener Erfahrung Bescheid geben. In meiner Vaterstadt Dessau lebte in ihren alten Tagen Fanny Tarnow — damals noch ebenso schreiblustig wie in ihrer Jugend. Ich hatte das Vergnügen, meinem verehrten Lehrer Professor Lindner, dem Vorsteher der herzoglichen Bibliothek, beim Aussuchen und Ausgeben der gewünschten Bücher fremder Sprachen zur Hand zu gehen. Von Zeit zu Zeit brachte man einen Waschkorb voll Bücher, welche Fanny Tarnow als ausgebeutet zurückschickte; sobald dieser Korb erschien, winkte mir Lindner mit seinem boshaftesten Lächeln und übergab mir die neue Liste zur Besorgung; aus dem reichen Schatze alter französischer Romane und Memoiren, den die Dessauer Bibliothek besaß, suchte ich nun die lange Reihe heraus — deren Inhalt war es, aus welchem Fanny Tarnow ihren Honig sog.

So gründlich wie sie kann aber Luise Mühlbach ihr Quellenstudium unmöglich betrieben haben, sonst hätte sie nicht die Zeit gehabt, in 36 Jahren ca. 260 Bände meist historischer Romane zusammenzuschreiben; in guten Jahren hat sie durchschnittlich 8 Bände geliefert.

Schwerlich darf sich eine heutige Romanschreiberin eine so naive Praxis erlauben; um so mehr bewundere ich die rege Erfindungskraft und fingerfertige Gewandtheit Vieler. Nicht Aller! Gar Manche nimmt sich mehr Zeit und es ist dem Werke immer anzumerken, wenn mehr Ueberlegung darauf verwandt ist. Und wenn es der Dichterin dann auch nicht gelingt, Großes, Bewundernswerthes hervorzubringen, so fühlen wir uns doch von der Sauberkeit der Form und der Wohlordnung des Inhalts befriedigt.

Derartige Sorgfalt wurde früher häufiger bemerkt bei Dichterinnen, die weniger schnell schrieben, wie Henriette Paalzow,

oder von Natur bevorzugt waren, wie Fanny Lewald, oder einen kleinen Kreis beherrschten, wie Ottilie Wildermuth.

Was den Inhalt dieser Romane betrifft, so ist er höchst mannigfaltig. Ich beginne mit den Tendenzromanen, deren Inhalt meist so gesalzen ist, daß er Aufsehen erregt.

Das war vor 42 Jahren der Fall, als „Eritis sicut Deus“ erschien, ein Roman, der alle Diskretion verleugnete, damit um jeden Preis die Religion vor der bösen Philosophie, besonders der schwäbischen geschützt werde. Man rieth damals auf hohe und niedere Personen als Verfasser, bis sich nach Jahren Elisabeth Ganz dazu bekannte; da sie später Hausmutter einer Bildungsanstalt für Kleinkinderpflegerinnen in Württemberg geworden ist, wird sie hoffentlich selbst das bedenkliche Nachwerk bedauert haben.

Als vor 6 Jahren Bertha von Suttner ihren Appell an Fürsten und Völker richtete, lächelte man über den gutherzigen Einfall, daß Europa auf den Vorschlag einer Frau hin die Waffen niederlegen würde. Doch war an dieser Absicht weniger auszusetzen, als an gewissen Offenheiten, die gar nicht zur Sache erforderlich waren.

Wer sich an Verfehltem erbauen will, der nehme das „Verfehlte Leben“ von Hedwig Dohm zur Hand; es ist darin von einer unglücklichen Ehe die Rede, einem Thema, das unsere Dichterinnen — doch nicht sie allein — nicht müde werden zu erörtern, wenn gleich die Aussicht auf Erfolg nicht größer ist, als wenn man Weltfrieden predigt. Will man die Männer gefügiger, die Frauen vorsichtiger machen, so muß man wenigstens über etwas mehr Ethik und Psychologie verfügen.

Volkserzählungen von Frauen giebt es eine Menge; ob sie ihrer Absicht entsprechen, kann ich nicht beurtheilen. Die Arbeiterromane von Frau Bertha Neumann sind gewiß ebenso gut gemeint. Ausdrücklich für arme Dienstmädchen schreibt Rosalie Schönschleß.

Luise Mühlbach hat uns gelehrt, wie gefährlich der historische Roman werden kann; man findet so schwer das Ende und das muß die Mitte büßen. Doch hat das abschreckende Beispiel wohlthätig gewirkt; es ist besser geworden. In unserer Nähe

entstand z. B. „Die Abtissin von Herford“ von Frau du Feauy; Luise von François hat mit der „letzten Neckenburgerin“ viele Freunde gewonnen.

Der historische Roman soll nur über die Zeit hinwegtäuschen; auch in entfernte Räume, also gleichfalls in eine fremde Welt versetzen uns die Japanischen Romane und Novellen von Emma Brauns, Ergebnisse ihrer Reiseerfahrungen; Frieda von Bülow verwerthet ihre Kenntniß von Ostafrika zu dort spielenden Geschichten; „Die Missionsbraut“ von Helene Wachsuth führt uns in die weitabgelegene Einöde einer Herrnhuter Kolonie Grönlands.

Höchst beliebt und gesucht scheint der Salonroman zu sein. Er bietet Gelegenheit zu den augenfälligsten Kontrasten: wirkliche und gemachte Bornehmheit, hohe Bildung und fade Blasirtheit, Ehrenhaftigkeit und Intrigue, vor Allem glänzendes Elend und elender Glanz, das sind Motive, die Einem in dieser Sphäre von selbst in den Schoß fallen. Und mit behaglichem Wohlgefallen spiegelt sich dann das bürgerliche Gemüth in dieser Welt des Scheins und denkt im Stillen: wir Wilde sind doch im Ganzen bessere Menschen, als die Helden Ossip Schubins.

Ueber mehr Phantasie, wärmere Einkleidung und eine reinere, treffendere Sprache verfügen Mite Kremnitz und Nataly von Eschtruth. Den Luxus der Wagnerschwärmerei erlauben sich die „Sonntagskinder“ von Frau von Bonin (Hans Werder); die Verfasserin enthuftasmiert sich aber darin nicht nur für den Baireuther Meister, sondern unnöthiger Weise auch für einige ihrer eigenen Geschöpfe.

Künstlerromane reizen überhaupt leicht zu außerordentlichen Anstrengungen; die Romankünstler besitzen neben dem selbstverständlichen Genie meist abnorme Charaktereigenschaften und verworrene Begriffe von Recht und Pflicht; daran scheitern sie dann häufig und man gönnt ihnen die Ruhe, zu welcher die Verfasserin sie geleitet. Leider ziehen sie nur meist auch Unschuldige mit in's Elend.

Mir gefällt „Thalia in der Sommerfrische“ darum besser als viele andere derartige Kunstwerke, weil Goswina v. Berlepsch sich nicht auf Uebertreibungen eingelassen hat.

Jedenfalls treffen es diejenigen Frauen glücklicher, welche

sich weniger einseitige oder verwickelte Probleme wählen, wären es auch nur einfache Herzensgeschichten, wie sie Bertha Behrens aus dem Leben ihrer alten Freundin erzählt; es ist erfreulich zu sehen, wie weit sie doch über die unbehilfliche Manier der Marlitt hinausgekommen ist. Solchen Mitteltages haben wir eine Fülle.

Einstimmig giebt man den Romanen und Erzählungen der Baronin Ebner von Eschenbach den Vorzug, worin gebildete Sprache und gediegener Inhalt sich vereinigen. Das Erstere trifft auch zu für die Erzählungen von Helene Böhlau; an ihrem Kompositionstalent ließe sich Manches aussetzen, noch mehr vielleicht an ihren ethischen Grundtügen.

In den Namen Novelle kleidet sich so Verschiedenartiges, daß man es untereinander kaum vergleichen kann. (Södeke's*) hartes Urtheil über die Novelle und ihre Gefährdung der wirklichen Dichtkunst scheint nicht ganz unbegründet: „je mehr man sich in die Täuschung hineingewöhnte, daß die Novelle Kraft und Raum für alle Arten poetischer Elemente habe, desto weiter wurde der Kreis der poetischen Elemente gezogen, so daß zwischen der gewöhnlichen Alltäglichkeit und dem poetischen Vollgehalt des Lebens kaum noch eine Grenze fühlbar bleibt. Man findet die Novellenform bequem für Alles und Allen ist sie bequem; die Dichtung wird zur Prosa herabgezogen. Das geistvolle Gerede beginnt die geistvolle Behandlung zu verdrängen und so bezeichnet die Selbständigkeit der neuen Novelle vielmehr eine Stufe des Verfalles der Poesie, als eine neue förderliche Entwicklung derselben“.

Natürlich trifft dieser Vorwurf nicht solche Kabinetstücke, wie Paul Heyse sie gemalt hat, wohl aber eine große Anzahl von geringeren Novellen, besonders auch solche von Frauen. Und doch bestechen diese Genrebilder, wenn sie nur anmuthig eingekleidet sind; wenn sie auch keinen großen poetischen Genuß gewähren, so unterhalten sie wenigstens für den Augenblick. Von dieser lebenswürdigen Art sind die „Novellen“ der Frau von Bülow (Hans Arnold), mehr noch die von Helene Stöckl. Carmen Sylva verleiht ihren novellistischen Kleinigkeiten zuweilen ein romantisches Parfüm, an das wir kaum noch gewöhnt sind.

*) Grundriß III., S. 19.

Alles in Allem hat die Technik der Frauen auf dem Gebiete der Prosaerzählung sich derart vervollkommenet, daß man hinter so manchem männlichen Pseudonym kaum eine Frau vermuthet; ja ich glaube diesem Gebiete der weiblichen Dichtung ein noch günstigeres Prognostikon stellen zu dürfen als dem dramatischen.

Weniger will Frauen die Komposition von Märchen gelingen; die meisten sind erkünstelt und nur wenige haben sich so bewährt wie die Irrlichter von Marie Petersen. Mit vielen Märchen hat es dieselbe Bewandniß wie mit so manchem Liede: was für den Hausgebrauch genügte, zerrinnt vor der Kritik in Nichts.

Mit Freuden gehe ich zu den neugewonnenen Provinzen der Jugendlitteratur, des Haushalts, der Kochkunst, der Mode, der Handarbeiten und ähnlicher Beschäftigungen über; denn hier sind Frauen vollkommen in ihrem Element und haben bisher Vorzügliches geleistet. Ueberdies fällt hier die Konkurrenz mit den Männern größtentheils weg und es ist nur in der Ordnung, daß dieselbe überboten wird.

Unsere Kinder- und Jugendschriften stehen denen Englands nur in der Quantität nach; ich brauche nur an die Namen Thekla von Gumpert, Johanna Spyri, Klementine Beyrich, Klara Kron, Helene Stöckl zu erinnern; wie manches Kind, wie mancher Backfisch hat sich an deren Dichtungen über die Jahre der Unreife hinweggeholfen und in den Verstand hineingelesen. Agnes Willms und ihre Schwester Adelheid setzen die bescheidene Thätigkeit ihrer Mutter Ottilie Wildermuth auf derselben gemüthlichen Bahn fort. Die beliebteste von Allen nenne ich zuletzt: Elise Auerdieck, die Dichterin von „Karl und Marie“.

Ueber die Vorzüge der verschiedenen Haushaltungs- und Kochbücher sind natürlich die anwesenden Damen weit besser orientirt als Unserens. Ich bemerke nur, das Henriette Davidis die Bahn gebrochen hat und daß es für jede Himmelsgegend eigene Anleitungen giebt, die sich den provinziellen Bedingungen anpassen. So hat denn also Mitau und Dorpat, Riga und Petersburg je ein eigenes Kochbuch oder wohl auch deren zwei hervorgebracht.

Ganz gleiche Autorität können Frauen in Fragen der Mode

und der weiblichen Handarbeiten beanspruchen; dasselbe gilt für die Belehrung über konventionelles Betragen.

Willst du, was sich geziemt, genau erfahren,

So frage nur bei edlen Frauen an,

die besonders ihren Töchtern manchen guten Rath zu geben wissen. Das „Taschenbuch des guten Tons für die weibliche Jugend“ von Sophie Christi hat während eines Jahres drei Auflagen erlebt. „Der Beruf der Jungfrau“ von Henriette Davidis wird die Verfasserin noch lange überleben. Ähnlichen Zwecken dienen: „Die Sitten der guten Gesellschaft“ von Marie Kalm, „Der gute Ton“ von Hermine Schramm; für Oesterreicherinnen scheint: „Der vollendete Damenchie“ von Marianne von Murnhammer berechnet; und „Die elegante Hausfrau“, sowie „Das feine Dienstmädchen“ von Isa von der Lütt tragen ohne Zweifel dazu bei, Mißhelligkeiten zwischen den beiden Parteien vorzubeugen.

Auf ebenso wohlbekanntem Terrain bewegen sich hygienische Anweisungen, wie „Das Normalkind“ von Anna Woas, „Mutterpflicht und Kinderpflege“ von Adolfine Breithaupt, das „Buch der richtigen Ernährung Gesunder und Kranker“ von Marie Ernst.

Ungern dagegen beschäftigen sich Damen mit der wissenschaftlichen Erkenntniß der Natur, *) die doch im Laufe des Jahres so mannigfaltig zu ihnen spricht und für deren Schönheit sie offenen Sinn haben. Außer einigen botanischen Essays und einem zoologischen Versuche weiß ich nur das bekannte „Naturforscherschiff“ von Sophie Wörishöffer namhaft zu machen.

Ebenso wenig fühlen Frauen sich in der Weltgeschichte heimisch; der verschwindend kleinen Zahl hierher gehöriger Werke steht eine stattliche biographische Bibliothek gegenüber. Werthvoll sind die Studien der Lady Blennerhasset, z. B. Madame de Staël, Talleyrand; ferner die beiden Lebensbilder „Otto Magnus von Stackelberg“ und „Carmen Sylva“, die wir der Baronesse Natalie Stackelberg verdanken; sehr ansprechend sind die „Frauenbilder“ von Anna Freund; mit Wärme schildert die Fürstin Eleonore von Reuß den konservativen Vorkämpfer Adolf von Ladden-Triglass

*) Seitdem hat in Freiburg die Promotion der Gräfin Maria Linden auf Grund einer botanischen Abhandlung stattgefunden.

und die Gräfin Friederike Reden; Elpis Melena (Esperance von Schwarz) hat Garibaldi zweimal gerettet, in der Gefangenschaft gepflegt, den Verstorbenen aber in mehreren Bänden von „Mittheilungen“ verherrlicht.

Auch Lilly von Kretschmann hat sich durch die Denkwürdigkeiten der Baronin Gustedt (Nenny von Pappenheim) auf's Beste empfohlen, besonders der Goethe-Gemeinde.

Merkwürdiger Weise sind aber Selbstbiographien von Damen nicht häufig, sei es von Lebensabschnitten, wie die „Memoiren einer Diaconissin“ von Julie von Wöllworth, sei es des ganzen Lebenslaufs, wie die „Unpolitischen Erinnerungen einer alten Frau“ von Thekla von Gumpert.

Wo Frauen ihr feines Beobachtungstalent geltend machen können, auf Reisen sammeln sie gern Stoff zu Briefen und Tagebüchern. Entdecken sie gleich nichts Neues, so wissen sie doch dem Bekannten Interessantes abzusehen. Die Reiselitteratur ist so recht aus der subjektiven Anschauung, der Stimmung des Augenblicks hervorgegangen, der Frauen gern sich hingeben. Die fremde Umgebung, der Wechsel bunter Bilder und selbst unliebame Ueberraschungen reizen den Blick und beleben die Feder. Fanny Lewald, Elpis Melena, Ferdinande von Brackel, Helene Böhlau, die Prinzessin Therese von Baiern, Martha Numbauer können als Muster gelten neben vielen Anderen.

Thätiges Interesse für Litteratur- und Kulturgeschichte haben Frauen erst seit den letzten Dezennien bewiesen, ich kann es daher bei dieser Notiz bewenden lassen.

Neuer ist die musikalische Litteratur, denn die musikalischen Märchen von Elise Polko und die musikalischen Charakterköpfe von Marie Lipsius (La Mara) gehören einer früheren Epoche an; seitdem beschäftigt musikalische und litterarische Kritik gar manche Mitarbeiterin an Zeitschriften; der Kunstkritik fühlt sich sogar die erst zwanzigjährige Ella von Hutten gewachsen.

Daß Frauen die Redaction von Zeitschriften leiten, habe ich schon das vorige Mal angedeutet; es sind nicht nur Hausfrauenzeitungen oder Jugendblätter, — diese sind freilich in der Mehrzahl — nein auch litterarische, pädagogische und soziale darunter. Wie

energisch die Letzteren der Männerwelt zu Leibe gehen, wird später zu erwähnen sein.

Frommen Sinn wird man bei Frauen verhältnißmäßig häufiger finden als bei Männern; der Frömmigkeit, der Religion gewidmete Schriften von Frauenhand wenige, am wenigsten von den Frauen, welche nach Emanzipation ringen. Eher können gewisse Volkserzählungen und manche populäre Unternehmungen hierher gerechnet werden.

Ganz selten mag Frauen das ernste Studium der Philosophie zusagen, wie der vorgenannten Emilie Wepler; die drei *) Doktoren der Philosophie weiblichen Geschlechts, die mir bekannt sind, dürften sich eines solchen kaum rühmen können. Susanne Rubinstein wenigstens hat sich zuviel zugetraut, als sie über „Selbsterlösung“, „Schicksalsbegriff“ 2c. schrieb und ist einer vernichtenden Kritik anheimgefallen. Mehr Werth haben vielleicht die Untersuchungen von Helene Druskowiz über Zeitfragen. Ueber Fräulein Ella Mensch zu urtheilen sei dem Schluß vorbehalten.

Es wird in der That die höchste Zeit, daß ich schließe; so sehr ich mich bestrebe in gedrängten Worten von der Ausdehnung der Frauenlitteratur eine Vorstellung zu geben, so wenig habe ich Ihnen und mir genug thun können. Ja ich muß fürchten, daß die allzugroße Fülle des Materials auf engem Raume der Uebersichtlichkeit geschadet hat. Zu dieser Besorgniß gesellt sich die Bangigkeit, wenn ich nun die delikateste aller Fragen, die Frauenfrage berühren muß.

Schon vor 100 Jahren hat Mary Wollstonecraft die Frauenrechte in Anspruch genommen; aber ihre Stimme verhallte im Getöse der Revolution, die ja ohnehin die gesammten Menschenrechte proklamirte und damit auch die Frauen entfesselte.

Indessen ruhte seitdem die Bewegung weder in England noch in Deutschland gänzlich. Endlich fand die unklare Bemühung einen beredten Anwalt in John Stuart Mill, der 1869 in seiner „Hörigkeit der Frau“ die Forderungen etwa zu folgenden Punkten formulirte: 1. Befreiung der Frauen von der Unterdrückung durch

*) Eine wirkliche Gelehrte, die Gräfin Caütani-Lovatelli ist von der Universität Halle zum Ehrendoktor ernannt worden.

die Männer. 2. Versorgung lediger Frauen. 3. Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium. 4. Lösbarkeit der Ehe. 5. Gleichheit der politischen Rechte.

Das sind Wünsche von sehr verschiedener Berechtigung; aber sie wurden von freheitsdurstigen Frauen, die sich allzusehr zurückgesetzt fanden, als gleichwerthig hingenommen und lebhaft verfochten.

Schon vor Stuart Mill hatte Luise Otto-Peters den „Allgemeinen deutschen Frauenverein“ und ihr Blatt „Neue Bahnen“ gegründet, „das Recht der Frauen auf Erwerb“ geltend gemacht; nun redeten und schrieben Frauen über ihre Rechte weit mehr, als sie verantworten konnten. Viele ereiferten sich für den Umsturz des Bestehenden und erweckten auch bei Ihresgleichen ein leicht begreifliches Unbehagen. Es gab keine böse Absicht, keine schöne Willkür, die man den Männern seit Adam nicht nachgesagt oder wenigstens zugetraut hätte.

Verständige Leute konnten dieses Schelten und Heischen nur mit Kopfschütteln und Lächeln beantworten.

Bald beruhigte sich denn auch der Aufruhr wieder etwas und hat sich in Deutschland vielfach in segensreiche Strömungen ableiten lassen, da man statt des fernliegenden Zukunftsideals eine Thätigkeit gründete, zu welcher die Gegenwart gebieterisch aufrief!

Lina Morgenstern hat für die Berliner Volksküchen gearbeitet und geschrieben; Jenny Hirsch hat über die 25-jährige Thätigkeit des Lette-Vereins berichtet, der — auch schon vor Stuart Mill — zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts in's Leben gerufen war. Marie Loeper-Houffelle hat in der jungen Zeitschrift „Die Frau im gemeinnützigen Leben“ die Resultate des Badischen Frauenvereins mitgetheilt, Helene Lange hat Realkurse für Mädchen eröffnet.

Frauen haben also Punkt 2 zu verwirklichen gesucht, haben verwahrloster Kinder sich angenommen, schwächlichen Mädchen in Ferienkolonien Gelegenheit gegeben sich zu erholen, Mädchenhorte für Erziehung und Unterricht gegründet, die Beschäftigungskreise der Frauen erweitert, die Verwendung der Frauenarbeit befürwortet, kurz in jeder Weise zu helfen gesucht solchen, die sich

bisher nicht hatten helfen können. Auch verbanden sie sich mit der inneren Mission und unternahmen es, Verirrte zu retten, Gesunkene heraufzuziehen. So lenkten die Gemäßigten und Praktischen auf Bahnen ein, wo sie mit den Männern Hand in Hand gehen konnten.

Doch würde man irren, wollte man glauben, der Sturm sei vorüber, das Gewitter habe sich verzogen. Luise Otto-Peters, Luise Büchner, Hedwig Dohm haben Geister heraufbeschworen, die sich nicht so leicht bannen lassen.

Wie diese Schwärmerinnen sich die anderen Punkte der Frauenfrage zu erfüllen gedenken, davon nur zwei Proben neuesten Datums, welche beweisen, daß die elektrische Spannung es an Blitz und Donner noch nicht fehlen läßt.

In ihrem jüngst erschienenen „Entthronten Amor“ läßt Fräulein Lisa Weise (Liß-Blanc) Minerva zu Amor sprechen: „Das Weib war Sklavin, als der Mann dich zum Gott seiner Liebe erhob — die selbst denkenden, gemüthstiefen Zukunftsfrauen werden dich entthronen. Sie wollen treue, geachtete Kameraden, die ebenbürtigen Gefährten des erwählten Geliebten sein; sehende, tiefsittliche und geistig hohe Liebe wird beide Geschlechter verbinden und eine edlere Verkörperung als du wird ihre bessere Liebe idealisiren.“

Das klingt nicht sehr schmeichelhaft für die bisherigen Frauen; überdies was hat Minerva je mit Amor für Erfahrungen gemacht? Hätte derselbe endlich nicht erwidern können, er heiße eigentlich Gros und ihm sei schon vor mehr als 2000 Jahren in Platos Gastmahl die von Fräulein Weise angewiesene Rolle von Sokrates zugetheilt worden?

Fräulein Ella Mensch*) aber hat, eine neue Deborah, das stolze Bewußtsein, „bereits im Geiste auftauchen“ zu sehen: das „Neuland“, das Eldorado der Freiheit, aus dem jedes Vorurtheil Kanaans streng vertilgt ist. Seit die Freilandexpedition des Dr. Herzka an ihrer eigenen Unmöglichkeit so kläglich gescheitert ist, muß man für solche Entdeckungsreisen ernstlich besorgt sein. Und auf wie hohen Stelzen geht Fräulein E. Mensch einher!

*) E. Mensch, Neuland. Stuttgart 1892.

„Nachdem *) die Vernichtungsschlacht ausgetobt, theilen sich die Wolken, aus den wogenden Nebelmassen steigt, von der Sonne geküßt, die neue Erde hervor.“ Diese Manier nennt man „die Moderne.“

Ich will nur noch verrathen, daß das immer noch die alte Sonne Homers sein soll — Fräulein E. Mensch meint freilich, der bekannte Pentameter **) am Schluß des „Spaziergangs“ sei von Hölderlin — daß aber auf der neuen Erde ein Pantheon sich erheben wird, in welchem neue Götter auf höheren Postamenten stehen; Heine führt den Neigen — ein sonderbarer Jupiter — es folgen Ibsen, Björnson, Zola, Giacosa, Dostojewski, Sudermann u. A.; selbst Tivote wird zugelassen. Unerklärlich bleibt es, wie Carmen Sylva in diese Gesellschaft geräth; diese Königin wird es, fürchte ich, ablehnen als einziges weibliches Wesen in diesem Olymp zu herrschen.

Doch ich will nicht länger bei dem müßigen Geschwätz des wunderlichen Buches verweilen, will nicht mit einem Mißklang endigen. Das wäre aber der Fall, wenn ich mit Iphigenie spräche: Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth.

Auch hat eine Frau vor solchen Verirrungen bereits gewarnt; die Rigenserin Laura Mohr (Marholm) ***) weist an lebenden Beispielen nach, daß zwei Künstlerinnen, drei Dichterinnen und eine Professorin der Mathematik trotz aller Ideen, trotz aller Erfolge frank, theilweise zu Grunde gehen an dem inneren Zwiespalt, der durch die Frauenfrage in die Welt gekommen ist. Wie auf einen wüsten Traum wird die künftige Zeit auf solche selbstgeschaffene Leiden zurückschauen.

*) E. Mensch, Neuland, S. 342.

**) E. Mensch, Neuland, S. 48, heißt es: „Die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns!“ „Gewiß, wir haben ein Recht, diese Worte dem Dichter des „Hyperion“ nachzusprechen.“ — Hat die Dame wirklich Schiller für den Verfasser des „Hyperion“ gehalten? Dann hätte vielleicht Hölderlin die „Götter Griechenlands“ gebichtet? Uebrigens sagt Schiller „lächelt“, nicht „leuchtet“.

***) Laura Marholm, Das Buch der Frauen, 1895. — Als Frau hatte sie das volle Recht, auf das Wesen und das Bedürfnis ihres Geschlechts nachdrücklich hinzuweisen und in der Hauptsache hat sie eben Recht. Leider beeinträchtigt sie das durch sichtliche Ueberschätzung ihrer Heldinnen, durch sprachliche Willkür und stilistische Manier.

Was am Streben der Frauen unserer Tage naturgemäß und was erreichbar ist, läßt sich am besten erkennen, wenn man in die Vergangenheit zurückblickt und sich vergegenwärtigt, was einstmals Frauen mit weniger Hast und mehr Glück gelungen ist.

Gerade in demselben Maße werden auch die kommenden Jahrhunderte ihnen gewähren, was sie verdient haben: Huldigung jeder Größe und Schönheit, Liebe jeder Liebenswürdigkeit, Dankbarkeit jedem Verdienste, Erfolg jeder redlichen Bemühung.





Beiträge zur Geschichte der Unterwerfung Kurlands,

vornehmlich nach den Akten des preußischen Staatsarchivs.

(Fortsetzung.)

Beim jungen Hofe herrsche die größte Uneinigkeit trotz des Erils der Frau von Benkendorff. Der Großfürst werde immer bitterer und heftiger, Niemand theile sein Vertrauen in Fräulein Melidow, von der man sage, daß sie ihn den Ausländern zu entfremden suche. Er habe keine ernste Beschäftigung, lebe mäßig, seine Gesundheit habe sich verschlechtert. Die Politik der Kaiserin gehe dahin, ihren früheren Einfluß auf ihre Nachbarn zurückzugewinnen, besonders auf Polen. Dort werde sie erst durch Intriguen zu wirken suchen, aber wenn diese fehlschlagen, glaube man, daß sie ihre Pläne dennoch weiter führen werde. Sie hoffe die Polen von den anderen Höfen abzulenken, wolle nur gegen einige Artikel der Konstitution vorgehen. Eine Konföderation soll gebildet werden, die Rußland unterstützen würde. Man sei in Petersburg überzeugt, daß die Kaiserin sich in die französischen Händel niemals thätig einmischen werde. Die deutschen Mächte wünsche sie dafür lebhaft dort zu beschäftigen um die Hände freier zu haben. Die Gesinnung der Kaiserin gegen Preußen sei nach allen Berichten nicht sehr aufrichtig; in der Annäherung der beiden Höfe erblicke man in Petersburg eine Finte der Kaiserin, um den König von einer Unterstützung der Polen abziehen. Das Gerücht werde geflüßentlich in Petersburg verbreitet, als werde der König der Kaiserin in Polen freie Hand lassen aus eigenbüchtigen Absichten;

man hoffe dadurch die Polen von Preußen abzuziehen. Das Vorstehende habe Brincken an S. geschrieben. Die neuen Unternehmungen der Kaiserin rufen in Rußland Unwillen hervor, denn die Finanzen seien schlecht, Gold- und Silbergeld sehe man fast gar nicht mehr.

N., 20. Mai. Die Kaiserin sei nun fest entschlossen, bis zum 11./22. Mai nöthigenfalls ihre Truppen in Polen einrücken zu lassen und in einem Manifest zu erklären, daß sie die Konföderirten unterstützen werde. Das werde unter Mitwissen von Preußen und des Königs von Ungarn geschehen, welche Höfe über eine gemeinsame Basis für Behandlung der polnischen Geschäfte unterhandeln. Im Haag geht die Heirathsangelegenheit sehr gut vorwärts; man hat vorläufig auch auf die Reise des Prinzen nach Kurland sofort verzichtet.

27. B., 13. Mai. Brincken erzählte S. über seine Mission Folgendes: Ostermann habe ihn nicht gut empfangen; er habe erklärt, die Kaiserin sei mit dem Herzog äußerst unzufrieden und er selbst ihm auch nicht freundlich gesinnt. Die Gründe seien: daß der Herzog andere Stützen als Rußland aufgesucht habe; daß er übernommen habe, die preussischen Truppen zu verproviantiren, wenn sie gegen Rußland marschiren würden; daß er sich in dem Streit mit der Ritterschaft nicht an Rußland, sondern an den polnischen Reichstag gewandt habe. Er rathe dem Herzog, in der Frage der Verpachtungen die Ritterschaft zufrieden zu stellen. Die Kaiserin äußerte sich spitz über die Reisen der Herzogin nach Berlin und Warschau. Bei der Vorstellung des jungen Prinzen Biron in der Eremitage wandte sie sich zu den Hofleuten mit den Worten: „Voici, messieurs, le jeune prince Biron et le duc futur de Courlande.“ Man spricht noch immer von einer Heirath des Prinzen mit einer Großfürstin. — Mit Rückmann herrscht noch immer äußerste Kälte.

28. B., 17. Mai. Der Herzog hat durch Brincken in Petersburg nach einem eigenen Agenten suchen lassen und einen solchen auch gefunden.

29. B., 20. Mai. Graf Romanzew, Sohn des Feldmarschalls, wird in Riga erwartet und soll mit 60,000 Mann acht Tage später in Polen einrücken.

N., 29. Mai. Es sei kein Geheimniß mehr, daß die Russen in Polen eingerückt sind und Bulgakow am 18. dem polnischen Reichstag eine Deklaration übersandt hat.

30. B., 24. Mai. Es soll in der russischen Armee Unzufriedenheit herrschen, die von Dünaburg bis Kiew in Stationen aufgestellt sei, und zwar weil sie statt Geld nur Kupons bekomme, die Verluste verursachen. Die Russen sind am 22. in Polen eingerückt.

31. B., 27. Mai. Adam Chartoryski intrigue in Warschau gegen den Herzog.

N., 6. Juni. Die Sache des Herzogs sei in Warschau zu seinen Gunsten entschieden worden. Eine Kommission von 12 Gliedern werde die Frage der Lehngüter untersuchen. Die Herzogin und Luczefini beeinflussen die Wahl der Glieder dieser Kommission.

33. B., 3. Juni. Der Reichstag hat am 26. Mai ein günstiges Urtheil für den Herzog gefällt, die Konstitution verworfen, die Kettlerschen Güter dem Herzog gelassen, auch Würzau. Uebrigens sei der von dem Reichstag gefällte Spruch nicht von zweifellosem Erfolg bei der jetzigen Lage der Dinge; ein der Ritterschaft sehr ungünstiger Spruch werde diese veranlassen, unter russischen Aufsizien sich an einen neuen Reichstag zu wenden. Gefährlich sei der von dem Könige Stanislaus August in seiner letzten Rede erhobene Anspruch auf die Hilfe kurländischer Truppen. Der Herzog müsse suchen, die Ritterschaft durch Konzessionen zu versöhnen.

N., 14. Juni. Der König giebt den Rath, daß Kurland die von Rückmann übergebene Note, durch welche Aufklärung über die Haltung Kurlands gefordert und verlangt wird, daß Kurland sich aller Theilnahme an dem russisch-polnischen Streit enthalte, nach Warschau übersende mit der Erklärung, daß wenn Polen nicht im Stande sei, Kurland gegen Rußland zu schützen, der Herzog genöthigt sein werde, der russischen Uebermacht nachzugeben.

34. B., 7. Juni. Der Herzog bitte den König als seine einzige Stütze in der Welt um Schutz. Aus Petersburg komme das Gerücht, Prinz Karl habe zu Gunsten seines ältesten Sohnes der Nachfolge entsagt und Rußland werde die Anerkennung des Prinzen vom nächsten Landtage verlangen.

35. B., 10. Juni. Die Kunde von der Entscheidung des Reichstages läßt mehr als je das Geschrei sich verbreiten, man müsse sich in die Arme Rußlands werfen. Die ritterschaftlichen Delegirten in Warschau haben sich sofort offen nach Petersburg gewandt mit der Bitte, durch den künftigen Reichstag den Spruch des letzten kassiren zu lassen. — Zwei russische Regimenter sind in Clay angekommen und sollen in Kurland einrücken unter dem Vorwande, die Grenzen gegen die Polen zu schützen.

36. B., 14. Juni. Letztere Nachricht sei verfrüht. In Livland erzählt man, die Kaiserin sei besonders über die Bestimmung der Konstitution entrüstet, nach welcher Jeder frei werde, der den Boden der Republik betrete. In den letzten Jahren sollen daher zwischen Riga und Kiew 20,000 Menschen nach Polen entwichen sein. — Die Herzogin sei am 2. Juni von Warschau abgereist und gehe über Königsberg. Herr von Batowski sei vom Reichstag zum polnischen Residenten in Mitau bestimmt worden.

37. B., 17. Juni. Die Herzogin ist angekommen. Der neue polnische Minister solle darüber wachen, daß von keiner Seite die Interessen des Souveräns verletzt werden. Man sei am Hofe in Sorge, daß der Haß Batowski's nicht zu Konflikten mit den Russen führe. Frau von Necke habe geschrieben, man wünsche im Haag, daß wenn Wilhelmine von Kurland kinderlos sterbe, Sagan dem Prinzen Friedrich verbleibe. Das werde aber der Herzog nie zugeben.

38. B., 20. Juni. Der Hof ist in großer Verlegenheit. Rückmann hat erklärt, die Kaiserin erwarte, daß der Herzog die Mittel zum Unterhalt des Prinzen Gustav hergeben werde. Und man wisse, daß sie diese Mittel auf 40,000 Rbl. jährlich angesetzt habe.

A., 1. Juli. In Petersburg ist durch den Gesandten dahin gewirkt worden, daß das Einrücken russischer Truppen in Kurland abgewandt werde. Wenn man im Haag die Forderung zu hoch gestellt habe, so seien anderseits die Bedingungen, die man von Seiten Kurlands in Berlin durch den Grafen Medem habe stellen lassen derart, daß sie im Haag nie angenommen werden können; z. B. alleinige Disposition der Prinzessin über die Paraphernalgüter u. dergl.

39. B., 24. Juni. Im Adel rührt es sich. Die Herzogin glaubt, es werde ein Komplot zur Unterwerfung Kurlands unter Rußland geschmiedet. S. will daran nicht glauben: es würden sich kaum so unvernünftige Leute finden und Rußland werde so ernste Verwickelungen scheuen.

40. B., 28. Juni. Der durch Brinken angeworbene herzogliche Korrespondent in Petersburg schreibe, die Kaiserin hege immer die alte Abneigung gegen Preußen und handele nicht aufrichtig gegen den König. Alles ziele darauf ab, Preußen von den Polen zu trennen; daher allerlei Verdächtigungen Preußens und Versprechungen an die Polen: Befreiung des Weichselhandels, Rückerverbung von Westpreußen. Bei Riga sammelt sich ein russisches Korps von 10—15,000 Mann. Eine aus 17 Personen bestehende Deputation des kurlischen Adels habe durch Rückmann den Schutz der „*déesse tutélaire*“ angerufen.

R., 7. Juli. Der König habe Beweise der guten Gesinnung der Kaiserin, welche wahrscheinlich bald offenkundig werden würden.

41. B., 1. Juli. Der Akt der adligen Deputation sei eine Felonie. S. hat dem Herzog gerathen, den Oberhauptmann Saß zu gewinnen und durch ihn zu verbreiten, daß er in der Frage der Pachten nachgeben werde, wenn die Kabale aufhöre. Saß sei ein mittelmäßiger, aber anständiger und angesehener Mann.

42. B., 5. Juli. Aus der an Rückmann übergebenen Schrift der adligen Deputation und dessen Antwort gehe hervor, daß Rußland seine Hand im Spiele habe und daß die Sache gegen den Herzog gemünzt sei. Die Gefahr sei sehr groß und erzeuge den Mitauer Hof außerordentlich, indem man fürchte, daß Rußland ihn zu einem von dem Belieben Rußlands diktierten Vergleich mit der Ritterschaft zwingen könnte. Rückmann habe die Annahme der ihm vom Herzog zugegangenen Entscheidung des polnischen Reichstages abgelehnt unter dem Vorwande, daß er weder polnisch noch lateinisch verstehe und sie von einem illegalen Reichstag ausgehe. Die erfolgte Ankunft Watowski's vermehre noch die Gefahr. Eine Vereinigung des Adels, zu der schon 63 Personen gehören, habe sich gebildet, um in jedem der vier Kreise jährliche Versammlungen zur Uebung in Waffen zu veranstalten. Aus

Petersburg stimmen die neueren Nachrichten mit denen des Herzogs darin überein, daß die Kaiserin ein Doppelspiel mit Preußen spiele.

R., 16. Juli. Der König habe vorausgesehen, daß Rußland die Entscheidung des für illegal erklärten Reichstages nicht anerkennen werde, aber er könne für den Herzog nichts mehr thun als was er bisher gethan.

43. B., 8. Juli. Der Herzog bietet Alles auf, um die 17 Kirchspiele, welche die Note an Rußland unterschrieben haben, zur Losfagung davon zu bewegen und die 7 anderen zu einem Protest. Es werde aber Alles nicht helfen, die Gegner haben zu großes Gewicht im Lande und drohen schon mit dem Einrücken russischer Truppen in die Güter der Anhänger des Herzogs. So gehe der Hof einer trüben Zeit entgegen; sein Thron und das in Kurland belegene Erbe der Prinzessinnen sei sehr bedroht, wenn nicht eine fremde Macht, besonders Preußen, sich den Russen entgegenstelle.

44. B., 12. Juli. Batowski hat nach Warschau Vorstellungen gemacht gegen die Forderung des kurländischen Truppen-Kontingents. Der Herzog hat durch den Grafen Medem trotz der Geheimhaltung, die sich H. auferlegt hat, in Erfahrung gebracht, daß der König sich durch Goltz in Petersburg für den Herzog verwandt habe. Aus Petersburg melde man, daß die Kaiserin günstiger für Preußen zu denken beginne. Ihre Gesundheit sei im Abnehmen.

R., 23. Juli. Batowski's Benehmen sei klug und umsichtig. Man könne sich in Kurland wegen eines Einmarsches russischer Truppen wohl beruhigen, welcher unwahrscheinlich sei.

45. B., 19. Juli. Die Herzogin in Warschau durch die „cajoleries“ des Königs etwas „gâtée“, und „exaltée“ durch die dortigen Erlebnisse, habe nach ihrer Rückkehr eine Art von Enthusiasmus für die polnische Nation gezeigt; jetzt fange sie an, wieder vernünftiger zu werden.

46. B., 26. Juli. Der Herzog habe den Brief des Königs mit großer Freude empfangen, worin ihm die Intervention für ihn versprochen wurde. — Rückmann hat die Forderung einer Pension für den Prinzen Gustav erneuert. H. glaubt einige neuere Anzeichen dafür zu haben, daß Rußland wirklich (wie der

König immer behauptet) aufrichtig gegen Preußen handele. Der König von Polen scheine dem Druck nachgeben zu wollen.

47. B., 2. Aug. Die Lage des Herzogs verschlimmere sich täglich. Rückmann hat soeben dem Herzog eine Note seines Hofes vorgelesen, darin Jeder zum Rebellen gegen seinen Souverän erklärt wird, der die „gefährliche“ Entscheidung des Reichstages für rechtskräftig anerkenne. Die Entscheidung sei durch Intriguen und Bestechung zu Stande gebracht und die Kaiserin werde nicht dulden, daß der Adel unterdrückt werde. Auf die Frage des Herzogs, worin die Unterdrückung bestehe, habe Rückmann die Achseln gezuckt. Rückmann hege seinen Hof gegen den kurländischen auf, er habe noch jüngst von der oppositionellen Kabale 2500 Dukaten bekommen. Die letztere schüre und lärme, während im Lande eigentlich die Entscheidung des Reichstages für im Ganzen billig und annehmbar angesehen werde. S. hat dem Herzog gerathen, einen Vertrauten nach Petersburg zu senden, der seine Sache dort vertreten und die Abneigung Katharinas beseitigen könne. Er bittet um Instruktionen an Goltz in gleichem Sinne. — Die Notifikation über den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich habe er erhalten, sowie ein Exemplar des „Exposé des raisons qui vous ont déterminé, Sire, à prendre les armes contre la France“ dem Herzog übergeben.

N., 13. Aug. Willigt den Rath S.'s, den er dem Herzoge gegeben, lehnt aber ab, Goltz für den Herzog zu instruiren. Katharina werde sich eher erreichen lassen, wenn der Herzog sich offen in ihre Arme werfe.

48. B., 5. Aug. Rückmann hat durch Stafetten alle Gegner des Herzogs nach Mitau berufen; man glaube, der Landtag werde unter russischen Auspizien wieder zusammen treten. Batowski fürchte einen Gewaltstreich Rußlands, zu dem der Landesbevollmächtigte Mirbach sich hergeben könnte, um Batowski aus Mitau zu vertreiben. S. habe, um den Verdacht gegen seinen Verkehr mit dem Hofe zu beschwichtigen, sich für einige Wochen auf das Gut seines Schwiegervaters, an der Straße nach Memel gelegen, begeben. Die Prinzessin Karl Viron ist nach Petersburg durch Mitau gereist.

49. B., 9. Aug. Der Landesbevollmächtigte Mirbach ist

von Rückmann aufgefordert worden, von Batowski zu verlangen, daß er das Land verlasse. Mirbach wendet ein, daß ihm das nicht zustehe. Hierauf entgegnete Rückmann, daß nachdem die Stände die Intervention Rußlands angerufen, sie den Vorschriften der Kaiserin gehorchen müßten. Zuletzt habe man sich dahin geeinigt, daß Mirbach einen Protest gegen den Aufenthalt Batowski's bei der herzoglichen Kanzlei niederlegen solle, in dem der Herzog aufgefordert werde, Batowski zur Abreise zu bewegen, da sein Verweilen gegen die Grundgesetze des Landes verstoße. Der Herzog hat darauf geantwortet, daß er jetzt nichts thun könne, weil nur ein Glied der Regierung anwesend sei. Die anderen sind nämlich fortgereist aus Furcht, zu Schritten genöthigt zu werden, die Rußland mißfallen könnten. Darauf schickte Rückmann seinen Sekretär zu Batowski mit der Forderung, er möge, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, abreisen. Darauf verließ Batowski Mitau und ließ von Doblen aus H. um Rath fragen, was er thun solle. H. rath ihm, Kurland zu verlassen, da er in Doblen ebenso wenig sicher sei vor einer Gefangennahme und Auslieferung an einen polnischen General der Konföderation, als in Mitau. Batowski reiste nun nach Memel weiter. — Der sogenannte Landtag habe bisher seine Sitzungen nicht wieder begonnen, konferire täglich mit Rückmann, der eine empörende Verachtung gegen den Hof zur Schau trage. Howen habe merkwürdiger Weise abgelehnt, dem Rufe Rückmann's zu folgen und fahre unter der Hand fort, Neigung für eine Annäherung an den Hof zu zeigen.

N., 20. Aug. H.'s Haltung gegenüber Batowski wird gebilligt. — An Stelle Lucchesini's sei Buchholz nach Warschau ernannt.

50. B., 12. Aug. Der Herzog hat H. einen Theil der ihm von Rückmann vorgelesenen Depesche verschwiegen. Von anderer Seite hat H. erfahren, es sei darin ausgesprochen, daß die Kaiserin „die Undankbarkeit des Herzogs verachte, daß sie aber die Kühnheit, eine fremde Stütze gesucht zu haben, zu bestrafen wissen werde“. Es sei um so nothwendiger, daß ein Vertreter nach Petersburg gehe, um die Vorurtheile zu zerstreuen. Durch Brinken erfährt H. Folgendes: der Herzog zahlte jahrelang

dem Grafen Besborodko eine Pension, hat aber plötzlich die Zahlung eingestellt. Dadurch habe er sich einen gefährlichen Feind gemacht, um so mehr als Besborodko unter dem Einfluß des Fürsten Woronzow stehe, zwischen dem und dem Herzog ein alter Haß bestehe. — Rückmann beobachtet gegen S. nicht die Regeln der Höflichkeit; auf die Uebersendung des königlichen Exposé's über die Kriegserklärung habe er garnicht geantwortet.

51. B., 16. Aug. Batowski ist doch nicht abgereist, sondern auf einem Gute bei Würzau. — Russische Truppen marschiren durch Kurland nach Littauen. In Petersburg spreche man von einer Heirath zwischen dem Prinzen Gustav und einer Großfürstin, sowie davon, daß der Herzog zu Gunsten seines Neffen auf Kurland verzichten solle.

R., 27. Aug. Batowski's Verbleiben sei unklug; er werde indessen doch abgereist sein, da ihn der König von Polen abberufen habe. Der König glaube nicht an die Mißheirath mit Gustav Biron.

52. B., 19. Aug. Generalmajor Budberg, Gouverneur Gustav Biron's, sei Mittwoch angekommen. Er habe ohne alle Beglaubigung oder Brief, nur auf seinen Rang gestützt sich beim Herzog vorgestellt und gefragt, was derselbe für seinen Neffen zu thun gedenke. Er weigerte sich über irgend welche Einwände des Herzogs zu verhandeln, sondern habe bloß die Intentionen der Kaiserin dem Herzog vorzulegen, die er als Freund anzunehmen rathe. Der Herzog hat 6000 Thl. Ab. jährlich vorgeschlagen, Budberg hat 12,000 Dukaten verlangt, sowie kategorische Antwort im Laufe des Tages. Mit Mühe hat der Herzog 24 Stunden Aufschub erhalten und S. um Rath gefragt. Diesem Rath gemäß hat der Herzog geantwortet, er sei bereit, dem Wunsche der Kaiserin nachzukommen und werde sofort einen Vertrauten nach Petersburg senden, um die Sache zu regeln. Nun hoffe der Herzog, daß der König ihn in Petersburg unterstützen werde in dem Wunsche, daß damit die Ansprüche des jüngeren Biron'schen Zweiges abgethan seien.

53. B., 25. Aug. Die hauptsächlichsten Anschuldigungen Rußlands seien: daß Kurland nach 1783 anderen als russischen Schuß gesucht habe; daß es in dem Streit mit dem Adel die

Mediation Rußlands abgelehnt habe (während hierzu doch aller Grund vorlag, da Westmacher und Rückmann die hauptsächlichsten Schürer der Zwietracht waren); daß in letzten Jahre nahe der preußischen Grenze Korn- und Fourage-Magazine angelegt worden seien und Gefälle der herzoglichen Güter in Semgallen dort aufgespeichert wurden statt nach Riga geführt zu werden, wo sie nach der Konvention von 1783 allein verkauft werden durften.

Der Herzog sehe, nachdem der Souzerän zerschmettert worden, nur noch Rettung in dem Schutze des Königs. Alle Unterwürfigkeit gegen Rußland werde nicht helfen, wenn nicht höhere Erwägungen auf die Kaiserin wirkten. Der König meine, seine Intervention in Petersburg werde mehr Schaden als nützen. S. erlaube sich eine Bemerkung: Wenn die Kaiserin aufrichtig eine Annäherung und ein vertrauensvolles Verhältniß zu Preußen wolle, so werde sie wegen der Intervention des Königs wohl nicht ihre Ungnade gegen den Herzog verdoppeln. Geschieht es doch, so schein ihm, daß die Abneigung gegen Preußen nicht geschwunden sei, daß alle Annäherung nur Schein sei und daß zuletzt, wenn sie ihr Ziel, welches es auch sei, erreicht haben werde, die wahren Gefühle wieder an's Licht treten werden. Es wäre immerhin ein Vortheil, auch nur einen Zipfel des Schleiers zu lüften. Niemand sei mehr als er überzeugt von dem Nutzen einer russischen Allianz; Niemand wünsche mehr ihre Wiederherstellung, falls die Kaiserin aufrichtig die Verbündete und nicht die Beschützerin (Protettrice) Preußens sein wolle; aber Erfahrung und Nachrichten, die er erhalten, machten ihn unruhig über die Aufrichtigkeit (candeur) Rußlands. Friedrich II. habe sich erschöpft in Gefälligkeiten gegen Katharina; im Augenblick, wo er meinte ihnen Grenzen setzen zu müssen, war die Freundschaft der Kaiserin für ihn verloren; Eifersucht und Animosität traten an ihre Stelle.*) — Der Hof ist damit beschäftigt, einen ordinären Landtag zu berufen, weil derselbe gesetzlich 14 Tage vor dem polnischen Reichstag zusammen-

*) Zur Erklärung dieser scharfsinnigen und glänzenden Depesche diene die Bemerkung, daß Preußen und Rußland sich über die polnischen und die kurischen Angelegenheiten bereits am 7. August durch einen Vertrag geeinigt hatten, der der Kenntniß Hüttel's vorenthalten blieb, weshalb seine Erörterungen nicht mehr der Sachlage entsprechen.

treten muß. Auf Versöhnung sei nicht zu rechnen. General Buddberg hat sich mit dem Versprechen des Herzogs begnügt.

54. B., 2. Sept. Batowiski ist noch bei Manteuffel, Vater des herzoglichen Delegirten, in Platonen, und kommt gelegentlich von da nach Mitau und Würzau. Er habe noch keine Nachricht über seine Abberufung. Im Publikum herrsche die Ueberzeugung, daß sich in Livland und Polen etwas zum Schaden von Preußen vorbereite. Das und vieles Andere habe zu seinen mißtrauischen Vorstellungen an den König Anlaß gegeben; er freue sich, daß der König ihm über die guten Beziehungen zu Rußland habe Versicherungen geben können. — Brincken hat auf S.'s Rath die Mission nach Petersburg angenommen.

R., 14. Sept. — zeigt S. den Abschluß eines Defensivvertrages mit Rußland am 7. August an. *)

55. B., 6. Sept. Der Gedanke einer Mißheirath liege nicht in der Sinnesweise der Kaiserin, eher in der des jungen Hofes. Die Kaiserin verfolge stets das Ziel, den Einfluß Rußlands auf die Nachbarn zu vereiwigen, und für diesen Zweck würde sie nie vor der Heirath einer Enkelin mit einem Biron zurückschrecken. Das kurische Lehn sei reich und könne um 40—50,000 Dukaten jährlich noch vermehrt werden, wenn die Verpflichtungen des Vertrages von 1783 aufgehoben würden. S. räth dem Herzog, den Kanzler Ruthenberg, einen ehrlichen, aber unbedeutenden Mann durch eine Pension aus dem Ministerium zu entfernen und an seine Stelle Brincken zu setzen, um ein Gegengewicht gegen Howen zu erlangen. Der Herzog hatte Brincken die erste Vakanz im Ministerium versprochen, scheue aber die Ausgabe der Pension.

56. B., 9. Sept. In Petersburg erzählt man sich: General Popow, Vertrauter Potemkin's, habe unter dessen Papieren 15 Millionen Rubel in Obligationen von Amsterdam und London gefunden und sie der Kaiserin abgeliefert, die sie behalten und für die polnische Expedition verwandt habe. Ferner: Mamonow sei in Verdacht gerathen, Haupt einer geheimen Jakobinergesellschaft

*) Der Vertrag selbst wurde vorläufig S. nicht mitgetheilt, weil der darin enthaltene geheime Artikel über Kurland nicht zur Kenntniß des kurischen Hofes kommen sollte.

zu sein und sei von Moskau nach Schlüsselburg gebracht worden. Die dumpfe Gährung in Moskau schreibe man den vielen dort bestehenden geheimen Gesellschaften zu. Brincken fahre heute nach Petersburg, mit dem Versprechen, nach seiner Rückkehr Kanzler zu werden, während Ruthenberg eine Urrende erhält. Die Kaiserin hat befohlen, Gustav Biron in Riga zu erziehen. Deboli,*) auf Befehl der Kaiserin Petersburg verlassend, ist durch Mitau gereist.

57. B., 13. Sept. So hochfahrend der Ton in Petersburg sei, so bewahre der Großfürst, wie Deboli erzählte, doch eine große Anhänglichkeit für den König, und wenn er zur Regierung komme, so werde eine enge Allianz mit Preußen die Grundlage seines Systems bilden. Leider sei sein körperliches Befinden „une constitution qui se mine.“ Die Kaiserin sehe, wie man behaupte, ihren Enkel, den Großfürsten Alexander als den unmittelbaren Nachfolger an.

58. B., 20. Sept. Der Landesbevollmächtigte Mirbach hat gegen die Mission Brinckens Protest eingelegt. Die Zwietracht soll geschürt werden; Rückmann unterstützt den Schritt. H. rath dem Herzog fortwährend zu versöhnlichen Maßregeln.

59. B., 23. Sept. Der Abschluß des Vertrages mit Rußland zerstreue das Mißtrauen, welches er, H., gegen diese Macht hegte.

60. B., 30. Sept. Beruhigende Anzeichen für den Herzog. Der Adel scheine wirklich an eine friedliche Komposition zu denken, sei es weil er schlechte Nachrichten aus Petersburg erhalten über seine dortigen Aussichten, sei es aus besseren Motiven. Von drei Seiten hat der Herzog Vorschläge erhalten zu einer Ausöhnung, die besten vom Oberhauptmann Saß. Gewiß spielt dabei mit, daß im nächsten Jahre 86 Pachtgüter frei werden. Der Herzog sei in entsprechender Stimmung, so daß vielleicht ein guter Abschluß erfolgt. Die fortdauernde „liaisons du chevalier de Batowski avec Mme. la Duchesse“ und seine Anwesenheit in Mitau sobald die Herzogin dorthin komme, gebe der Kaiserin leider noch immer viel Aergerniß. Batowski denke daran, den Dienst in

*) Vertrauter des Königs Stanislaus August und polnischer Gesandter in Petersburg.

Polen aufzugeben und sich als Privatmann in Mitau niederzulassen. — Eben komme die Nachricht, daß Batowski abberufen sei, daß aber der König von Polen ihn dem Herzoge, da er in Mitau bleiben wolle, schriftlich empfohlen habe als einen Vertrauensmann. Die Herzogin werde daher weniger als je geneigt sein „à modérer ses liaisons avec ce Polonais selon les règles de la prudence, à moins que le Duc ne finisse par y trouver à redire lui-même“.

N., 9. Okt. Golz ist beauftragt worden, Brincken zu unterstützen; er spreche mit großem Lobe von Brincken und hoffe auf gute Erfolge. Die Hauptaufgabe sei, die Pension des Prinzen Gustav auf das Lehn allein abzuwälzen; ferner, den Streit mit dem Adel zu schlichten. Der König ist ungehalten, daß die Herzogin, während Golz diese Sachen zu unterstützen beauftragt worden sei, sich auch noch an den holländischen Gesandten Hogguer gewandt habe; das könne man in Petersburg übel nehmen.

61. B., 4. Okt. Brincken schreibt aus Petersburg, er fürchte daß die Kaiserin nach dem Tode des Herzogs die Kettler'schen Allodialgüter zum Lehn zu schlagen gedenke, wodurch das Vermögen der herzoglichen Familie um 1 Million Thl. Alb. verringert werden würde. — Der Herzog neigt zu einer Ausöhnung und hat in eine Begegnung mit dem Landesbevollmächtigten gewilligt.

62. B., 7. Okt. Batowski hat dem Herzog sein Abberufungsschreiben überreicht. Als er auch bei Rückmann seinen Abschiedsbesuch machen wollte, wurde ihm seine Karte durch den Diener zurückgeschickt. Die Unterredung zwischen dem Herzog und Wirbach hat stattgefunden und der Herzog hat versprochen, einige Personen zur Unterhandlung mit Wirbach zu bestimmen. S. ist sehr für Ausöhnung. Der Prozeß gegen den Adel kostet dem Herzog schon mehr als 1 Million Thl. holländisch. — Der Herzog hat eben die Herrschaft Nachod in Böhmen für 250,000 Dukaten gekauft.

63. B., 11. Okt. Die Unterredung des Herzogs mit Wirbach ist die Folge einer Verständigung des sehr populären Oberhauptmanns von Saß mit Wirbach gewesen. Wirbach hat von dem Herzog 3 Wochen Frist erbeten, um ihm den Entwurf zu einer Komposition vorzulegen. Howen sei wüthend und wolle nichts ohne seine Mitwirkung zu Stande kommen lassen.

64. B., 14. Okt. In Folge des Abchlusses der Allianz zwischen Preußen und Rußland ist das Verhalten Rückmann's zu H. ein anderes, freundliches geworden. Fürst Poninski ist infognito in Mitau.

65. B., 18. Okt. Die Herzogin betrügt sich seit ihrer Rückkehr aus Warschau nicht nach den Regeln der Klugheit, besonders in ihrem „engouement“ für Batowski.

66. B., 21. Okt. Brincken schreibt aus Petersburg: die Beziehungen der Kaiserin zu Oesterreich erkalten trotz der jüngsten Auffrischung. Die Kaiserin wolle nur ihren Einfluß auf die Nachbarn wiedergewinnen und werde weder Truppen noch eine Flotte gegen die Franzosen senden. Cobenzl erschöpfe sich vergeblich in Niedrigkeiten und mache sich nur verächtlich. Die Aufmerksamkeit der Kaiserin sei auf Schweden gerichtet, wo Stackelberg gegen den Regenten vergeblich intriguire.

R., 2. Nov. Rückmann hat von seinem Hofe soeben „une forte merecuriale“ bekommen wegen seines Betragens gegen H.

67. B., 28. Okt. Da noch immer nicht klar sei, was den Zorn der Kaiserin noch weiter nähre, und was sie von ihm verlange, so wäre es wünschenswerth, daß Goltz in Petersburg dahinter zu kommen suche. Die Prinzessin Karl Biron hat auf ihrer Durchreise durch Mitau eine Zusammenkunft mit den Mißgesinnten gehabt. Der „cidevant prince Poninski“, ihr Bruder, sei von der Kaiserin in Mitau internirt worden.

68. B., 1. Nov. Der König wünsche in seinem letzten Reskript, daß der kurlische Hof sich möglichst freundlich gegen Rußland zeige, um Brincken seine Aufgabe in Petersburg zu erleichtern. Das sei jedoch schwer, da man nicht wisse was Rußland wolle. Offiziell werde eine Komposition befürwortet, insgeheim reize Rückmann die Opposition an, Bedingungen zu stellen, die nicht können angenommen werden. Es wäre vielleicht am besten, wenn der Herzog direkt die Kaiserin bäte, die Mediation zu übernehmen. Mirbach hat den Entwurf dem Herzog noch nicht vorgelegt und Rückmann meint, es werde aus der Sache nichts werden. Die Herzogin mischt sich scheinbar in nichts und erklärt, sie glaube nicht an die Aufrichtigkeit der Opposition; das sei schädlich, auch wenn sie nicht im Stillen gegen die Ausöhnung wirken sollte.

Sie hat ihre Beziehungen zu Batowski wohl modifizirt. Sie hat das ihr vom Herzog donirte Kettlersche Gut Gailhof eben an den Grafen Medem verkauft. Die Herzogin hat die auf der Durchreise nach Petersburg in Friedrichslust vom Herzog empfangenen Prinzessinnen von Baden *) nicht empfangen, in Würzau Schnupfen vorschüßend.

N., 11. Nov. Der König äußert sich höchst ungehalten über die Beleidigung, welche die Herzogin Rußland zugesügt habe durch die Behandlung der badischen Prinzessinnen.

69. B., 8. Nov. Die Würdenträger in Petersburg, vielleicht Graf Östermann ausgenommen, sind seit lange gewohnt, von einem Herzog von Kurland bedeutende Jahrgelder zu beziehen, baar oder in Arrenden. — Die Gefahr schwebt über den Kettler'schen Gütern noch immer, vielleicht veranlaßt dadurch, daß das Lehn allein, durch die Konvention von 1783 um etwa 100,000 Thl. verschlechtert, dem Prinzen Gustav nur 50—60,000 Thl. Ab. Einkommen bringen werde. — Seit 14 Tagen hat der Herzog oft und lange Unterredungen mit Howen, spricht aber zu Niemandem darüber. — Wahrscheinlich sollte der Herzog die höheren Bürger gegen den Adel in Schutz nehmen und so die Ausöhnung mit letzterem unmöglich gemacht werden. H. warnt den Herzog, der ihm auch verspricht, nicht in die Falle zu gehen. Mirbach hat dem Herzog zwei Fragen vorgelegt: ob er die Mediation Rußlands annehmen würde, und ob er den prorogirten 4-jährigen Landtag als legal anerkennen würde. H. räth die erste Frage zu bejahen, die zweite hinauszuschieben bis zur Mediation.

70. B., 11. Nov. Der Herzog scheint bereit, dem Rath zu folgen. Mirbach hat einen aus 20 Artikeln bestehenden Entwurf zur Komposition dem Herzog vorgelegt, darin alle die unannehmbaren Streitpunkte der letzten 4 Jahre enthalten sind.

71. B., 15. Nov. Aus Petersburg kommen Nachrichten, wonach man die Entscheidung in den kurlischen Angelegenheiten dem nächsten polnischen Reichstage überlassen wolle. Brinden meint, daß wenn der Herzog die Verpachtungen der Ritterschaft einräume, die Kaiserin ihre Forderungen nicht weiter treiben

*) Zur Brautschau nach Petersburg befohlen.

werde. Der Herzog möge sich auf die Illegalität des Landtages nicht steifen. Rückmann scheine keinen Antheil an dem Versuch Howens zu haben, die Lage durch Hereinziehen des Streitiges zwischen Adel und Bürgern zu verwirren.

72. B., 18. Nov. Saß giebt den Rath, einen neuen Landtag zu berufen, dem die Vorschläge zur Komposition zu machen wären, da er 18 Kirchspiele für die Komposition gewonnen habe. Brincken, seit drei Wochen ohne Briefe vom Herzog, hat erklärt Petersburg verlassen zu wollen. Der Herzog hat ihn darauf sofort gebeten, zu bleiben.

73. B., 22. Nov. Brincken rath, gestützt auf die veränderte Anschauung der Kaiserin, die ganzen Streitigkeiten an den nächsten Reichstag in Grodno zu verweisen, wo die Entscheidung des Warschauer Reichstages vom 27. Mai wohl werde bestätigt werden. Rückmann nähert sich dem Hofe. Der Entwurf der Antwort auf die Vorschläge Mirbach's ist von Medem ausgearbeitet worden und findet die Billigung H.'s. Der Herzog verspricht darin, die Pachten der Lehngüter, die nicht in Administration stehen und deren es über 60 giebt, an den Adel billig zu vergeben, hält im Uebrigen aber seine Rechte aufrecht. Der Landtag soll sich einseitig nur einmal limitiren dürfen; das Land soll dagegen seine Ansprüche auf die Verschmelzung der Kettlerschen Güter mit dem Lehn aufgeben und dergl. mehr. Brincken kehrt doch zurück.

74. B., 25. Nov. H. übersendet die Schriften in der Kompositionsangelegenheit, welche zwischen dem Herzog und Mirbach gewechselt worden sind. Der Herzog hat darnach versprochen, einen Theil der von der Mitterschaft für den Prozeß eingegangenen Schulden zu übernehmen, die Stellen von 16 Assessoren und 8 Ministerialbeamten bei den Hauptmannschaften mit 100 Dukaten Gehalt zu gründen. Die Antwort des Herzogs ist Mirbach mitgetheilt worden. Der Herzog hofft auf Unterstützung des Königs wenn die Sache nach Petersburg gelangen sollte.

N., 7. Dez. Der König versichert den Herzog auf's Neue seines Interesses an dessen Angelegenheiten, fürchtet aber, daß die Nichtanerkennung des Landtages der Kaiserin mißfallen werde.

75. B., 29. Nov. Es sei fraglich, wer die Opposition

machen werde. Im Lande sei man des Zanfes immer mehr müde geworden, nehme auch Rücksicht auf die im nächsten Jahre kommende Vergebung der Pachtgüter. Mirbach werde andrerseits Alles aufbieten, um die Legalität des Landtages zu vertheidigen, werde aber Mühe haben, eine Majorität im Landtage zu schaffen. — Howen hat eben einen unerhörten Streich begangen. Am letzten Montag sandte er dem Herzog ein Gesuch ein, um die Erlaubniß, in Privatangelegenheiten nach Petersburg zu reisen. Auf den Rath des Ministeriums verweigerte der Herzog ihm die Erlaubniß. Trotzdem reiste Howen am 27. ab. Das sei beunruhigend, besonders da Brincken seit gestern in Mitau zurück sei. S. bittet Golsz anzuweisen, daß er Howen überwache (letzteres wird vom Könige versprochen).

76. B., 2. Dez. Brincken erzählt, Ostermann habe ihm erklärt, die Kaiserin wolle nicht als Schiedsrichterin in Kurland auftreten, noch eine Mediation annehmen; sie wünsche nur die Eintracht zwischen Herzog und Ritterschaft herzustellen. Die alte Verfassung soll mit den herzoglichen Rechten aufrecht erhalten werden, namentlich die von 1768 und 1775. Die Kaiserin könne die getroffene Vereinbarung durch ihre Garantie bekräftigen; komme sie nicht zu Stande, so möge der Herzog die Sache an den Reichstag bringen. — Der Herzog will nun die ganzen Streitfachen in extenso an Ostermann schicken. Er will ihm ferner schreiben, daß er die Warschauer Entscheidung als nichtig betrachte, da die Kaiserin sie als solche erklärt habe; endlich wolle er ihn vor den Intriguen Howen's warnen. Die Umstimmung in Petersburg sei nur Preußen zu danken. Howen wolle sich öffentlich auf die Frage des Kettler'schen Allod's stützen. Die Komposition sei in Gefahr, wenn nicht Rückmann den Auftrag erhalte, die Erklärungen Ostermann's dem Adel zu wiederholen; man würde sie sonst für eine Erfindung des Herzogs erklären.

77. B., 6. Dez. Howen hat 15,000 Thl. Alb. mitgenommen und von Riga aus noch weitere 4000 Dukaten verlangt. Er werde durch den General Budberg, Gouverneur des Prinzen Gustav, intriguiren; das sei Alles sehr gefährlich. Bei der letzten Unterredung mit dem Herzog habe Howen von diesem für Rückmann 20,000 Dukaten verlangt, und sei durch die Ablehnung nun erst

recht aufgebracht. — Brincken erzählt, die Gesundheit der Kaiserin sinke, sie sei häufig melancholisch, ihre alte Heiterkeit schwinde. Die Entfremdung von dem Sohne sei unzweifelhaft. Man glaube, Subow werde nicht mehr geliebt und werde ersetzt werden. Der Barometer der Stimmung der Kaiserin sei Soltykow. Markow habe wohl an Einfluß gewonnen, könne aber wegen seiner Schulden nur durch Geld nutzbar gemacht werden. General Budberg und ein junger Graf Golowin machen sich bei der Kaiserin beliebt, indem sie den Großfürsten Paul lächerlich machen. Die Sorge der Kaiserin sei, ihren Einfluß auf ihre Nachbarn wieder zu gewinnen; nach Polen werde Schweden dran kommen. Gegen Oesterreich sei Erkaltung eingetreten. Die Kaiserin wünsche die Fortdauer des französischen Krieges, um ihre Zwecke besser verfolgen zu können. Ueblen Eindruck habe das Gerücht hervorgerufen, daß der König einen Separatfrieden mit Frankreich schließen wolle. Die Kaiserin habe im Frühling, als der Bruch zwischen Oesterreich und Frankreich bekannt wurde, sich so darüber gefreut, daß sie in die Hände klatschte. — Im Innern Rußlands bemerke man Freiheitsideen und auch in Petersburg rede man viel von Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten; die liberalen Schriften kommen in Masse über die Grenze. Die Regierung sei sehr aufmerksam auf das Verhalten von Moskau, thue aber nichts zur Beseitigung der inneren Unordnung. Justiz und Finanzen seien in dem alten elenden Zustande. Das harte Geld sei völlig verschwunden; es werde wohl viel Geld geprägt, aber man sage, die Kaiserin sammle dasselbe zu einem Schage an. Als die kombinirten deutschen Heere sich zurückzogen (vor den Franzosen), verlangte die Kaiserin sofort die Abberufung der russischen Offiziere, damit sie nicht lernen könnten vor dem Feinde zu weichen.

78. B., 9. Dez. Die Komposition finde große Schwierigkeiten in den persönlichen Interessen der Häupter der Opposition. Mirbach habe auf den maßvollen Vorschlag des Herzogs an diesen einen Brief voll Bitterkeit gerichtet, darin vor Allem die Anerkennung des sogen. Landtages gefordert und mit dem Zorn Rußlands gedroht wird. Zugleich hat Mirbach ein Rundschreiben ins Land geschickt um die Stimmung zu bearbeiten. Es sei nothwendig, daß Rückmann bestimmte Ordre in dem Sinne bekomme, wie

Ostermann sich gegen Goltz und Brincken geäußert, sonst werde es nicht anders werden.

R., 21. Dez. Goltz hat Weisung erhalten, dahin zu wirken, daß Ostermann positive Befehle an Rückmann sende, damit dieser die Erklärungen des Vicekanzlers offen dem Adel kund gebe. Man müsse gegen Rußland vorsichtig sein, denn das sei ein äußerst empfindlicher Hof.*)

79. B., 13. Dez. Der Brief Mirbachs an den Herzog lasse in seiner herausfordernden Dreistigkeit nichts Gutes erwarten. G. hat dem Herzog gerathen, eine Abschrift desselben an Ostermann zu senden nebst der Bitte, eine Erklärung der Kaiserin zu veranlassen, durch welche die kurlische Ritterschaft zu einem Vergleich aufgefordert und vor Angriffen auf die Rechte des Lehns gewarnt würde, wie sie von Rußland in den Konstitutionen von 1768 und 1775 garantirt seien. Der Mülleraufstand mehre die Verwirrung. Ueber 500 Müller sind nach Mitau gekommen und haben andere Gewerke mit sich fortgerissen. Ihr Anwalt sei ein Edelmann.

80. B., 16. Dez. „Am Nachmittag des letzten Donnerstages versammelten sich die Müller, sowie die Gesellen von den anderen Mitauer Gewerken, die doch mit dem Streit nichts zu schaffen haben, wieder vor dem Schloß und forderten, daß man ihnen den Amtmann Grünhoff herausgebe und der Herzog ihnen 10,000 Thl. Ab. zahle, um ihre in den verschiedenen Herbergen der Stadt gemachten Schulden zu bezahlen. Der Herzog weigerte sich natürlich, so unverschämten Forderungen sich zu fügen. Schon am Morgen desselben Tages hatte Se. Durchlaucht an die Müller einen Befehl richten lassen mit der Aufforderung, sich allen ordnungswidrigen und aufrührerischen Vorgehens zu enthalten und nach Hause heimzukehren, indem er ihnen prompte und genaue Justiz versprach, falls ihre Klagen sich als begründet herausstellten. Statt sich diesem Befehl zu fügen, schickten sie ihn, ohne ihn nur zu öffnen, zurück, sammelten sich in größerer Anzahl als vorher, ergingen sich in beleidigenden Reden gegen ihren Souverän, beschimpften seine Garden, drohten sie zu massakriren und bemächtigten sich endlich eines Karrens, darin Privatpersonen

*) Diese Bemerkung kehrt in den Berliner Reskripten häufig wieder.

gehörige Dokumente auf's Schloß gebracht werden sollten, unter dem Vorwande, daß dieser Karren Pulver enthalte. Nachdem der Herzog alle Mittel der Mäßigung und der Nachsicht erschöpft und diesen Unsinnigen die unvermeidlichen Folgen ihrer Angriffe, wenn sie nicht sich besinnen würden, vorgestellt hatte, und sehend, daß alle seine Versuche fruchtlos blieben und daß diese durch starke Getränke erhitzte Menge von Moment zu Moment unvernünftiger werde, griff er wider Willen zu Mitteln der Gewalt und ließ zwei Kanonen, mit Granaten geladen, abfeuern, von denen die eine, zu hoch gerichte, Niemanden verlegte, die andere aber 15 bis 18 Menschen niederwarf, von denen ein Duzend getödtet wurden oder seitdem gestorben sind. Im Augenblick löste sich die Menge, die Auffahrt zum Schloß wurde gesäubert und die Nacht war ruhig. Am selben Abend ließ der Herzog den Magistrat rufen und befahl ihm, alle nöthigen Maßregeln zu ergreifen um die Ordnung und Ruhe aufrecht zu halten. In der That ist seitdem nichts geschehen, was die Fortdauer der Gährung andeutete. Die Gesellen der Handwerker sind zu ihrer Arbeit bei ihren Meistern zurückgekehrt, die Müller haben versprochen, sich in ihre bezüglichen Wohnsitze zurückzugeben und Alle haben um Vergebung ihrer Fehler gebeten. Der Herzog hat seinerseits ihnen Hoffnung auf eine allgemeine Amnestie und das Vergessen des Geschehenen gegeben. Die Opfer dieses Aufstandes sind gestern alle zugleich öffentlich beerdigt worden, von der ganzen Bürgerschaft geleitet.“ Der Herzog habe recht gehandelt, er habe nicht anders handeln können. Die Gegner tadeln ihn natürlich heftig.

81. B., 20. Dez. S. wünscht Glück zu den Siegen und zu der Einnahme von Frankfurt. Der Herzog sei gleichfalls sehr erfreut. Die Bürger von Mitau und Kurland dagegen seien ganz auf Seiten der Franzosen. Diese Gährung der Bürger könnte üble Folgen haben, ohne den Haß der Bauern gegen sie als gegen Fremde, was sie zum großen Theil auch seien. Herzog und Adel sollten sich gegen den gemeinsamen Feind verbinden; aber er, S., predige mit geringem Erfolg einer so kurzsichtigen Menge, als der kurische Adel im Ganzen sei, welcher nur gegen den Fürsten seine Politik richte und sich auf die Treue seiner Sklaven verlasse, deren Joch drückend sei. Rückmann habe Auftrag,

die Demokraten hier genauer zu beobachten. Ein großer Theil der Aufständischen vom Donnerstag und auch ihr Führer seien geborene Unterthanen Sr. Maj. des Königs.

N., 31. Dez. Der König lobt die Haltung des Herzogs gegenüber den Müllern. Die „Gazette de Berlin“ habe darüber sehr ausführlichen Bericht gebracht. Goltz hat Ordre, in Petersburg darauf aufmerksam zu machen, daß der Herzog gegen den Adel unterstützt werden müsse, der sich mit dem niederen Volk verbinde und dasselbe zu Meutereien aufhebe.

82. B., 23. Dez. Der Herzog habe den Müllern zu schnell die Amnestie und Geldhilfe gewährt, wodurch er den Eindruck der Schwäche hervorgerufen habe; er hätte erst einige Wochen sollen verstreichen lassen. Die adlige Opposition schreie über Despotismus und wolle die zwei Kanonenschüsse zu neuen Beschwerden auf dem nächsten Landtage ausnutzen. Der Herzog hat einen neuen Landtag auf den 31. Januar berufen, auf dem wahrscheinlich dieselben Leute wie bisher herrschen werden. S. bittet um Instruktion wie er sich verhalten solle, falls der Landtag ihm durch eine Deputation seine Eröffnung anzeigen sollte, was indessen unwahrscheinlich sei.

N., 5. Jan. 1793. S. soll sich im Falle der Nichtanzeige von allem Verkehr mit den Gliedern des Landtages fern halten bis er vom Könige weitere Befehle erhalte.

83. B., 30. Dez. S. hat sich an Goltz in einem Schreiben gewandt, darin er darauf hinwies, daß ohne eine Ordre an Rückmann, dem Adel die Erklärung des Grafen Ostermann mitzutheilen, die dem Baron Brincken geworden sei, der Streit zwischen Herzog und Adel nicht beizulegen sei. Goltz hat geantwortet: als er hierüber mit Ostermann habe reden wollen, habe dieser durchaus sich geweigert ihn anzuhören, mit der Bemerkung, daß die Undankbarkeit und die wiederholten Fehler des Herzogs gegenüber der Kaiserin dieser niemals erlauben würden, ihn zu begünstigen. „Aber nachdem sie Ew. Majestät versprochen habe, die Verfassung des Landes aufrecht zu erhalten, sowie die Garantien, welche sie übernommen, die Kaiserin sich in nichts mischen wolle und Alles der Entscheidung des künftigen Warschauer Reichstages überlassen werde. Daß J. K. Maj. ihm,

Grafen Ostermann, befohlen habe, dem Grafen Goltz zu insinuiren, daß sie von der Gefälligkeit Ew. Maj. erwarte, daß Sie, Sire, die Mission von hier zurückziehen werden, welche in einem Moment der Kälte zwischen beiden Höfen errichtet worden sei, und die zu geringes Interesse für Ew. Maj. habe, um sie nicht der Kaiserin zu opfern.“ Herr von Mopäus habe schon Befehl, sich in diesem Sinne gegenüber den Ministern des Königs zu äußern. — Diese so veränderte Sprache des Grafen Ostermann bestätige den Verdacht S.'s, daß man am russischen Hofe eine besondere Animosität gegen den Herzog und die Herzogin hege, die früher oder später zum Ausbruch kommen werde. Die Konstitution, deren Garantie Rußland übernommen habe, werde fortgesetzt verletzt, und zwar unter Antrieb Rußlands selbst. Der Herzog sollte daher den Landtag anerkennen und sich so gut es geht einigen, um sein Allodialvermögen womöglich zu sichern. S. ist über die russische Forderung seiner Abberufung nicht überrascht. Rückmann habe das längst prophezeit. Falls es geschehe, so bitte er, der König möge es so einrichten, daß es nicht scheine, als geschehe es nur auf die Forderung Rußlands.

R., 11. Jan. Das Bemühen des Königs, die Kaiserin zu Gunsten des Herzogs und der Herzogin wieder umzustimmen, sei vergeblich. S. soll allmählich den Rückzug antreten. Die äußeren Formen würden gewahrt werden; der König sinne darauf, ihm einen ehrenhaften Abzug zu sichern.

(Schluß folgt.)



Druckfehlerberichtigung:

Seite 513, Zeile 13, von oben lies: Geschmeidigkeit statt Geschwindigkeit.



Notizen.

Zwei Publikationen zur alt-livländischen Verfassungs-geschichte.

Ein trotz mancher schätzenswerther Vorarbeiten noch wenig geklärtes Gebiet ist die Geschichte unserer öffentlich-rechtlichen Institutionen. Es ist daher ein großes Verdienst Axel von Gernetz, daß er in systematischer Weise einzelne größere Fragen aus der sehr complicirten Verfassungsgeschichte Alt-Livlands eingehend untersucht und zur Darstellung gebracht hat. Im Jahre 1893 erschien von ihm das erste Heft seiner „Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels“, welches „Die Harrisch-Wirische Mitterschaft unter der Herrschaft des Deutschen Ordens bis zum Erwerb der Jungingenischen Gnade“ behandelte und auch ein Band IXL. S. 69f. dieser Zeitschrift zur Anzeige gelangt ist. Seit einigen Monaten ist nunmehr das zweite Heft der „Forschungen“ herausgekommen, das „Die Anfänge der livländischen Mitterschaften“ zum Gegenstande hat (Neval 1895, Verlag von F. Kluge — S. 135). Insbesondere handelt es sich um die Ausbildung der Vasallenschaften des Erzbisthums Riga und der Bisthümer Dorpat und Desel-Wink zu geschlossenen Korporationen. Das geschah hier später, als im ehemals dänischen Estland, d. h. im 14. und 15. Jahrhundert, während die Anfänge der kurländischen Stiftsritterschaft und der Mitterschaft im Ordenslande einer sehr viel späteren Zeit angehören, und das Bisthum Neval überhaupt keine Vasallen gehabt hat.

Die Fragen der inneren Organisation der Vasallenschaften behält der Verfasser einer besonderen Abhandlung vor, bietet jedoch zur besseren Orientirung gleich auch den ersten 24 Seiten einen Ueberblick über die Bedingungen, unter welchen die Lehnsinhaber zu privilegierten Genossenschaften herangewachsen sind. Sind nun Gernetz's Arbeiten „Forschungen zur Geschichte des Baltischen Adels“ beieilt, und heißt es auch S. 3 in der in Rede stehenden Einleitung von den „Burgmannen und Hofleuten in Neval und auf den anderen Schlössern des Deutschen Ordens“, sie „gehörten nicht zur Klasse des Lehnsmannen und scheinen überhaupt nicht edler Herkunft gewesen zu sein“, so empfängt der unbefangene Leser den Eindruck, es sei die „edle“ Herkunft mit

eine Voraussetzung gewesen für die Belehnung mit größerem Grundbesitz. Da bedarf es des besonderen Hinweises, daß das keineswegs der Fall gewesen! Gernets „Forschungen“ beziehen sich eigentlich nicht auf die Geschichte des baltischen Adels, sondern auf die des baltischen Vasallenstandes.

Was das geschlossene Zusammenhalten der Vasallen in den livländischen Stiftern außerordentlich gefördert hat, war der durch die Verhältnisse gebotene Gegensatz zwischen ihnen und ihrem geistlichen Landesherrn. Letztere waren erb- und ehelos, meist aus der Fremde stammend und vielfach ganz in der Fremde lebend, zu einem großen Theil auch garnicht von den heimischen Domkapiteln gewählt, sondern vom Papst in ihre Würden eingesetzt, mithin von der kurialen Politik in einem Grade abhängig, daß sie nur wenig an den natürlichen Interessen der Kolonie Antheil nehmen konnten. Der Vasall hingegen war an die Scholle gebunden, seine Interessen fielen mit denen des Landes zusammen. Die Folge war das Zusammengehen der stiftlichen Vasallenschaften mit derjenigen einheimischen Macht, welche ihrer ganzen Position nach vor allem auf den Schutz des Landes vor auswärtigen Angriffen bedacht sein mußte: mit dem Orden. So gestalteten sich, wie von Fall zu Fall gezeigt wird, die Verhältnisse wenigstens im 14. Jahrhundert, nachdem im 13. Jahrhundert die Eroberung vollendet und um die Wende des letzteren der erste livländische Bürgerkrieg ausgebrochen war. Als jedoch der Orden am Ende des 14. Jahrhunderts bei der Kurie es durchsetzte, daß nicht nur die Rigaer Domherren, sondern auch der Erzbischof selbst ihm angehören sollten, änderte sich die Situation, indem die Vasallenschaften die Uebermacht des Ordens zu fürchten begannen: so sehen wir, daß damals eine neue Koalition gegen den Orden unter der Führung des Dorpater Bischofs Diedrich Damerow zu Stande kam, der sich namentlich auch die Dorpater Vasallen und ein Theil der erzbischoflichen anschlossen. Aber in späteren Konflikten innerhalb der Bisthümer Dorpat und Desel-Wiel stand der Orden wiederum auf der Seite der Vasallen, weil er in ihnen ja mehr und mehr die Träger der wahren Interessen des Landes erkannte; seine Machtstellung war seit der Schlacht von Lannenberg 1410 ohnehin von Polen schwer bedroht. Die in ihren Territorien so sehr erstarkten Vasallenschaften suchten nun zwischen dem Orden und seinem Hauptgegner, dem Erzbischof, zu vermitteln, und unter solchen Umständen kam es endlich im Jahre 1435 auf dem Landtage zu Walk zu einer Landeseinigung auf sechs Jahren, welche Livland thatsächlich zu einer dauernden Konföderation verband und abgeschlossen ward zwischen dem Erzbischof, den Bischöfen von Dorpat, Desel, Kurland und Reval und ihren Kapiteln, dem Ordensmeister und seinen Gebietigern, den Ritterschaften von Riga, Dorpat, Desel, Harrien und Wirland und den Städten Riga, Dorpat und Reval; unter anderem wurden jedem Stande seine Rechte, Privilegien und Freiheiten garantiert, mithin auch den genannten Vasallenschaften. Ferner ist im Gegensatz zu den früheren Landeseinigungen die von 1435 „nicht mehr von den Landesherrn für sich und in Vollmacht ihrer Untersassen abgeschlossen worden; es erscheinen letztere vielmehr neben ihren Landesherrn

als Kontrahenten“, mithin als gleichberechtigte Faktoren innerhalb des livländischen Bundesstaates und erlangten zugleich die Landständschaft. „In dieser Landeseinigung zu Walk“, heißt es gegen Ende, „ist die politische Entwicklung der Vasallenschaften glänzend zum Ausdruck gekommen“, und „während in Preußen die Stände den Niedergang des Ordens ausbeuteten, um den staatlichen Zusammenhang des Landes auseinander zu sprengen, waren in Livland gerade die Stände überzeugte Vertreter des Einheitsgedankens“. — Weil in Livland die Landständschaft und die korporative Verfassung sich auf dem Boden der Politik herausgebildet haben, ist der Verfasser gezwungen gewesen, die einzelnen Phasen der langen Kämpfe zwischen dem Orden und den Bischöfen vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an bis zum angegebenen Zeitabschnitt in größerer Ausführlichkeit darzulegen; wir erhalten also zugleich eine Geschichte dieser Kämpfe. Eingehender wird bei der Interpretation derjenigen Verträge verweilt, bei deren Abschluß die Vasallen beteiligt waren, und diese vor allem geben das Quellenmaterial, während die chronikalen Nachrichten geringfügig sind. Nicht selten schiebt sich der Verfasser in der Lage, Einzelheiten unerklärt zu lassen; das vorhandene, zum Theil sehr spröde Material hat er jedoch in großem Umfang ausgenutzt und es zu einem fesselnden Gesamtbild verwandt, dessen Zuverlässigkeit im Ganzen, zumal im Vergleich mit den Arbeiten F. G. v. Bunes, wohl außer Frage stehen dürfte! Am Schluß der Abhandlung erfahren wir, daß die mit dem Jahre 1435 beginnende Periode den Inhalt des nächsten Heftes der „Forschungen“ bilden soll.

Gleichzeitig mit obiger Veröffentlichung hat A. von Gernet seine „Verfassungsgeschichte des Bisthums Dorpat bis zur Ausbildung der Landstände“ als Sonderabdruck aus Band XVII. der „Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat“ herausgegeben (Neval, Verlag von F. Kluge, 1896 — S. 201). Sie beruht auf einer im Jahre 1888 von der historisch-philologischen Fakultät der Universität Dorpat mit der goldenen Medaille prämiirten Preischrift und ist Herrn Professor Dr. Richard Hausmann zum 29. Januar 1896, dem Jubiläumstage des um die baltische Geschichtsforschung hochverdienten akademischen Lehrers, in Dankbarkeit gewidmet.

„Da eine Verfassungsgeschichte sich vornehmlich auf Urkunden stützt, sämtliche öffentliche Archive Dorpats aber während der langjährigen russischen Herrschaft im 16. Jahrhundert verloren gegangen sind, kann die Bearbeitung der Verfassungsgeschichte dieses Bisthums zu keiner auch annähernd vollkommenen werden“, heißt es im „Vorwort“. Gleichwohl kennzeichnet auch diese Arbeit der Hauptvorzug der soeben besprochenen: die umfassende Benutzung des Quellenmaterials, sowohl des gedruckten, als auch mehrerer Urkunden aus dem schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm, deren Text im „Anhang“ mitgetheilt wird (es sind das das Privileg des Bischofs Bartholomäus Savijerwe an die Stadt Dorpat vom 27. Mai 1455, die Dorpater Landeseinigung vom 5. August 1458 und die Wohlkapitulation des Krodjutors Helmicus von Mellinkrode um 1461). Im Einzelnen erörtert der Verfasser die Begründung des Bisthums

und dann in eingehender Weise den Umfang des bischöflichen Territoriums. Letzteres umfaßte etwa die gegenwärtigen Kreise Dorpat, Werro und Jellin, doch war die Hälfte der Diöcese, d. h. das Land westlich und nördlich vom Wirzjerm, dem Orden zu Lehn vergeben worden; denn daß die Abhängigkeit des Ordens auch dem Bischof von Dorpat gegenüber bis zum Danziger Frieden von 1366 ein Lehnverhältniß begründet war, wird hier aufs Neue nachgewiesen. Des Weiteren wird die Stellung des Bisthums „im hierarchischen System“, namentlich dem Papst und dem Erzbischof von Riga gegenüber, untersucht, sodann die Bedeutung, die Zusammensetzung und das Besizthum des Domkapitals, die Wahl und Ernennung der Bischöfe und die Stellung des Bischofs „als Diöcesan“; in diesem Abschnitt findet sich auch ein Verzeichniß der Dorpater Parochien. An Klöstern lassen sich bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts nur drei nachweisen: das in der Folge mit reichem Landbesitz ausgestattete Cistercienserkloster zu Valkena, dessen Gründung Gernet in das Jahr 1233 setzen möchte, und zwei städtische Klöster, ein Mönchskloster der Dominikaner und ein wahrscheinlich dem Franciscanerorden angehöriges Nonnenkloster. Eine umständliche Darlegung erfährt das staatsrechtliche Verhältniß zum deutschen Reich und zu Livland, und eingehender bespricht der Verfasser die landesherrlichen Kompetenzen des Bischofs, die Entwicklung des Lehnwesens, die Ausbildung der Ritterschaft, welche sich hier in den Stürmen des ausgehenden 14. Jahrhunderts unter dem vorhin genannten Bischof Diederich Damerow endgiltig vollzogen hat, ohne daß sich Näheres über ihre innere Organisation angeben ließe, und das Emporkommen der Stadt Dorpat. Bezüglich dieses einzigen städtischen Gemeinwesens im Stift erfahren wir aus dem „Vorwort“, daß im Jahre 1873 seitens der Universität eine Preischrift des Barons Harald Toll über den „Nath der Stadt Dorpat in bischöflicher Zeit“ (also bis 1558) prämiirt worden ist, von der auch wir hoffen wollen, daß sie bald durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden möge! — Das Schlußkapitel behandelt den Ursprung der landständischen Verfassung. Hier, wie in den früheren Abschnitten, wird Manches wiederholt, was mit größerer Ausführlichkeit bereits im zweiten Hefte der „Forschungen“ gesagt worden war. „Die Geschichte der Verfassung der geistlichen Fürstenthümer Livlands“, heißt es, „läßt sich in zwei große Perioden scheiden: in der ersten erscheinen die mit der Landesherrlichkeit ausgestatteten Organe der Kirche im alleinigen Besiz der Regierungsgewalt, in der zweiten genießen die Landstände ein Mitwirkungsrecht bei der Regierung. Die Grenze zwischen beiden Perioden ist eine flüssige. Zu Dorpat ist die Wahlkapitulation, die der von Bischof Bartholomäus Savijerwe zum Koadjutor erhobene Helmicus von Mellinkrode um 1461 mit dem Domkapitel, der Ritterschaft und der Stadt Dorpat abschloß, in gewissem Sinne die Epoche.“ Hier eben verlangten das Domkapitel, die Ritterschaft und die Stadt Dorpat die Landstandschaft; der Abt von Valkena hingegen hat keinen dauernden Einfluß auf die Landesregierung gewonnen. Am Frühesten machte sich der Einfluß des Domkapitels geltend, dann derjenige der Vasallen — zunächst in indirekter Weise durch den anfangs nur aus Vertretern dieses Standes gebildeten

Stiftsrath, dessen Existenz — neben derjenigen des schon seit dem 13. Jahrhundert bestehenden städtischen Magistrats — sich mit Sicherheit erst in einer Urkunde des Jahres 1385 nachweisen läßt. „In der Folge hat eine Verschmelzung stattgefunden, indem in den Stiftsrath eine Vertretung des Domkapitels aufgenommen wurde, während der städtische Rath, wie im Bisthum Oesfel, ausgeschlossen blieb.“ Die Zeit dieser Verschmelzung läßt sich freilich ebenso wenig genauer feststellen, wie Art und Umfang der ursprünglichen Kompetenzen des Stiftsraths, welcher in sehr viel späterer Zeit nach F. G. von Bunge die oberste Regierungsbehörde des Landes und Justizbehörde zweiter Instanz ward. Auch durch das Amt des Stiftsvoigts, welcher in erster Linie die landesherrliche Oekonomie zu leiten hatte, hat der Vasallenstand früh Einfluß auf die Landesverwaltung gehabt, sofern dieses wichtige Amt schon seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von eingeseffenen Vasallen bekleidet worden ist. Und was die Stadt Dorpat betrifft, so nahm auch sie neben den Vasallen seit dem Ende des 14. Jahrhunderts bei der Entscheidung der das ganze Bisthum betreffenden Fragen wiederholt thätigen Antheil. Schon in der Landeseinigung von 1435 ist, wie wir sahen, den genannten Mitterschaften und drei großen Städten die offizielle Anerkennung als gleichberechtigten Faktoren in der livländischen Konföderation zu Theil geworden. Die verfassungsmäßige Mitwirkung an der Regierung im Stifte Dorpat erreichten die Stände, wie es scheint, erst durch jene Wahlkapitulation um 1461, deren Erörterung im Zusammenhang mit einigen anderen, aus früherer Zeit stammenden urkundlichen Zeugnissen die interessante, sehr dankenswerthe Schrift abschließt.

F. Ke.





Septemberabend.

Aus dunklem Gelb die Birken steigen,
Die Spitze schillert goldig-bunt,
In fahlem Grau die Weiden neigen
Zu junger Saat smaragdne Grund.

Weit winkt, unendlich weit herüber
Ein purpurn-violetter Glanz,
Und schimmernd, rauschend ragt darüber
Der Wald in ewig grauem Kranz.

Ich sah des Lenzes Reich im Süden,
Ich ruhte unterm Palmendach;
Was gilt's mir alles vor dem Frieden
Am baltischen Septembertag!

O Heimath, Heimath, theure Erde,
Wie preis' ich schöner dich fürwahr,
Als mit der stummen Schmerzgebärde,
Als mit dem Asterkranz im Haar.

Nie schöner, da ein leis Verfärben
Die Wangen rosig dir umstrahlt,
Nie schöner, da vor stillem Sterben
Dein Aug' in Wehmuthsglück erstrahlt.

Wie eigen paßt nun Licht und Schatten
Zu deines Schicksals düstrem Drang,
Zu deinem Ringen und Ermatten,
Zu deinem stummen Untergang.

Alexander Freiherr von Mengden.

L i e d.

Komm, lehn' Dein Haupt an meine Schulter leise,
Ich sing' ein Lied Dir, tief aus Herzensgrund,
O, würde Dir beim Klang der süßen Weise
Das arbeitsmüde, franke Herz gesund!

Wie blickt Dein Auge sehnsuchtsvoll und bange,
Wie matt Dein Herz, vom Leide fast besiegt!
Komm, lausche wie ein Kindlein still dem Klange,
Wenn Mutterliebe es in Schlummer wiegt.

Laß draußen kalte Herbstesstürme wüthen,
Ich singe Dir von heller Lenzespracht,
Ich singe Dir von Sonnenschein und Blüten
Und jungem Glück, zur Lenzeszeit erwacht.

Und halten uns des Schicksals rauhe Bände
Hier fest, wo Blatt und Blume längst verdorrt,
Ich trage Dich zum goldnen Märchenlande
Auf des Gesanges weicher Welle fort.

Ich schmeichle Dir in's Herz manch' süße Weise
Und singe Liebe, Frieden Dir, und Ruh —
Komm, lehn' Dein Haupt an meine Schulter leise
Und schließe Deine müden Augen zu!

M.





Kunstbriefe.

XII.

Der jammervolle Herbst, der dem erbarmungswürdigen Sommer folgte, geht zu Ende. Nur zu guterlezt brachte er uns einige schöne Tage des Sonnenscheins, des Farbenglanzes, der Wärme. Den schönsten gerade zum Schluß der großen Gewerbeausstellung im Treptower Park. Nein zum Hohn. So prächtig war's draußen, als drinnen im gewaltigen Kuppelsaal des Hauptgebäudes beim feierlichen Schlußakt der Bericht verlesen wurde, der einen nicht unbeträchtlichen Fehlbetrag eingestehen mußte und dafür, zum Theil mit Recht, die überaus nicht günstigen Witterungsverhältnisse des Sommers 1896 verantwortlich machen konnte . . .

Und in dieser Halbsaison zwischen Herbst und Winter, da giebt's eine kleine Ruhepause im Kunstleben: man zehrt zumeist von Erinnerungen an schon Gebotenes und man ergeht sich in Hoffnungen in Bezug auf das Kommende.

Auch zwei andere Ausstellungen sind inzwischen geschlossen worden. Da aber gab's nur zumeist Erfreuliches zu berichten. Gerade das schlimme Wetter kam ihnen zu gute, namentlich der „Internationalen Kunstausstellung“ beim Lehrter Bahnhof, deren Vorstand damals im Mai vielleicht mit einiger Beklemmung an die gefährliche Rivalin im Treptower Park gedacht haben mag. Aber es kam anders: der Besuch war sehr gut, der Verkauf von Kunstwerken flotter als je zuvor, der Handel mit Lotteriebilleten durchaus befriedigend. Und auch der künstlerische Erfolg

der Jubelausstellung — sie sollte ja das 200-jährige Bestehen der Akademie der Künste feiern — war im Ganzen nicht unbefriedigend. Das Alles konnte nicht bloß Kultusminister Dr. Bosse am Tage der Schließung freudigen Herzens feststellen — auch das Publikum hat sich davon überzeugt, während der 4 $\frac{1}{2}$ Monate, die es hinauspilgerte über die Moltkebrücke zur „Internationalen“. Doch diese Ausstellung habe ich genugsam besprochen und Sie wissen, daß man den Optimismus des Herrn Ministers nicht unbedingt zu theilen braucht, wenn er auch von einem großen künstlerischen „Gewinn“ der Ausstellung sprach, der darin bestanden, daß „sie die verschiedenen Gestalten zeigte, welche die Strömungen der heutigen Kunst bei den Nationen und Individualitäten annehmen und die Verschiedenheit des Geschmacks und der ästhetischen Empfindungen bei den Völkern erkennen ließ.“ Dem gegenüber könnte man immerhin, trotz der fünftehalb Tausend Kunstwerke, die zur Ausstellung gelangt waren, ein gut ausgewachsenes Fragezeichen aufstellen. An diesem kann aber ein offizieller Schluß-Festredner natürlich nicht anders, als vorübergehen bei einer Ausstellung, die unter Allerhöchstem Protektorate stand.

* * *

Nachhaltiger wohl dürfte der Erfolg einer anderen internationalen Ausstellung gewesen sein, die am 1. September eröffnet und dieser Tage geschlossen wurde. Zum mindesten war sie höchst interessant und ich bedauere lebhaft, sie nicht so eingehend besprechen zu können, als sie verdiente.

Es war das die erste in Berlin veranstaltete „Internationale Ausstellung für Amateur-Photographie“.

Die Anregung zu ihr ging von der Kaiserin Friedrich aus und das verdienstliche Werk zu Stande brachten die „Deutsche Gesellschaft von Freunden der Photographie“ und die „Freie photographische Vereinigung“, beide zu Berlin. Ihnen gelang es, in weiten Kreisen Interesse für die Sache zu wecken und gewichtigen Namen begegnete man in dem Ehrenkomité, dem Arbeitsauschuß, dem Preisrichter-Kollegium, Leuchten der deutschen Welt der Wissenschaft und Kunst, denen sich solche in London und Paris angeschlossen.

Heutzutage iſt ja die Photographie — und am wenigſten die ſogenannte Amateur-Photographie — gewiß nichts weniger, als ein bloßer Zeitvertreib und Sport. Mit Recht führte Profeſſor Dr. Tobold, Vorſitzender der Geſ. v. Fr. der Photogr., in ſeiner Eröffnungsrede aus, wie ſeit dem 19. Auguſt 1839, wo Arago in der franzöſiſchen Akademie die Entdeckung Daguerre's, mit Hilfe des Lichts Bilder darzuſtellen, bekannt gab, kaum irgend ein anderer Zweig der Wiſſenſchaft und Kunſt ſo ungeheure Fortſchritte gemacht habe. In den letzten 15—20 Jahren iſt die Zahl allein derjenigen, die ſich nicht berufsmäßig mit dem Lichtbildverfahren beſchäftigen, auf viele Zehntauſende angewachſen, wobei natürlich die Spielereien Unerwachſener nicht in Betracht kommen. Denn mit der Spielerei bringt man nicht viel vor ſich. Vielmehr erheiſcht die Photographie von ihrem Zünger viel Liebe, Ernſt, Studium. Gerade auf dieſem Gebiete decken ſich die Worte „Amateur“ und „Dilettant“ ganz und gar nicht. Nur als Gegenſatz zum Berufsphotographen läßt ſich vom Amateur ſprechen und dieſem hat jener Vieles zu danken. Thatiächlich ſind gerade die bedeutendſten Neuerungen und Verbeſſerungen vom Amateur ausgegangen, der unbeeinflußt von Erwerbsinterieſſen nur der Sache ſelbſt lebt.

„Aber das ſind ja gar keine Photographieen“ — konnte man oft genug auf der Ausſtellung im Publikum ausrufen hören. In der That die aufdringlich oder auch nur matt glänzenden Porträts und Landſchaftsaufnahmen in braun-roſa und violetten Tönen mit ihrer todten, ſtarren Schärfe und Härte in den Linien und Gegenſätzen von Licht und Schatten — ſie fehlten faſt ganz. Die neuen Aufnahme- und Kopirmethoden, die modernen Objektive, Platten, Papiere haben ſie verdrängt, verdrängen ſie auch immer mehr in den Berufs-Ateliers. Eine wahrhaft künstlerische Weichheit wird erzielt, vornehm ſtumpfe grünliche, bräunliche, graue Töne herrſchen vor. Man glaubt oft eine Lithographie, ja eine impressioniſtiſche Sepia- oder Tuſchzeichnung vor ſich zu haben. Dabei machen ſich zwei Hauptrichtungen geltend: die eine ſucht photographiſche Arbeiten im ſtrengſten Sinne des Wortes zu liefern, verzichtet daher gänzlich auf die Retouche und will ohne ſie möglichſt Vollendetes ſchaffen. Der anderen Richtung dient das natürliche Bild nur ſoſagen

als eine Vorlage für weitere künstlerische Bearbeitung und Verarbeitung.

Naturgemäß finden wir jene erste Richtung mehr auf dem Gebiete der in den Dienst der Wissenschaft und der Technik gestellten Photographie, diese bei der rein künstlerischen. Aber oft genug verwischen sich die Grenzen und auch unter den Arbeiten von künstlerischem Selbstzweck begegnen wir ängstlicher Vermeidung jeglicher nachhelfenden Retouche. Und selbst im Portraitsfach waren derartige vortrefflich gelungene Arbeiten zu sehen.

Wenn jene Richtung uns die Beobachtung von Natur und Kreatur erleichtert, oft überhaupt erst ermöglicht, so erschließt diese uns die ganze Schwierigkeit nachschaffender Kunst. Beide zusammen aber sind sie heute für den ausübenden plastischen Künstler, den Maler, wie den Bildhauer, und für den Kunstgelehrten zu einem unumgänglichen Hilfsmittel geworden. Und nicht allein für diesen, sondern auch für den wissenschaftlichen Forscher: für den Archäologen und den Kulturhistoriker, für den Meteorologen und Astronomen, für den Mediziner und den Juristen.

Unter solchen Umständen erweitert sich der Begriff der Amateur-Photographie immer wesentlicher und weit richtiger hätte die nunmehr geschlossene Ausstellung, wie Professor Gustav Fritsch in einem Vorworte zum reichhaltigen und vortrefflich redigirten Katalog bemerkte, „Ausstellung der angewandten Photographie für Kunst und Wissenschaft“ geheißen.

* * *

Dank der hohen Protektorin des Unternehmens hatte die Ausstellung im neuen Reichstagsbau am Königsplatz eine prächtige Heimstätte gefunden. An und für sich macht das freilich auf Manchen, der eine hohe Meinung vom Siege der Volksvertretung hat, keinen günstigen Eindruck. Und es zeugt besonders beredt von dem Mangel an guten Ausstellungsräumlichkeiten in Berlin — ein ganz frappanter Mangel in dieser Millionenstadt. Aber abgesehen von dieser Profanirung des stolzen Gebäudes, könnte man sich nur darüber freuen, denn eine bessere Stätte läßt sich schwerlich denken.

Sie wäre auch schon in Anbetracht der Größe der Aus-

ſtellung ſehr ſchwer zu beſchaffen geweſen. Ueber 1700 Quadratfaden nahm ſie in Anſpruch. Die große Wandelhalle, die beiden Gänge zu Seiten des Sitzungsſaales, der Saal des Bundesraths mit den beiden anstoßenden Räumen, der Leſeſaal, der Schreibſaal, die Reſtaurationsſäle, kurz die ganze Flucht der Räumlichkeiten des mittleren Stocks zum Königsplatz hin und ein Theil der Zimmer am Reichstagsufer und der Simſon-Straße — Alles, Alles war voll von Photographien, photographiſchen Apparaten und Hilfsmitteln, Wappen, Albums u. ſ. w., überſichtlich und einheitlich geordnet. Daß trotz dieſer Ordnung den Beſucher beim erſten Mal ſo etwas wie ein Schwindligwerden ankam und er ängſtlich ausrief: „Himmel, durch das Alles ſoll ich mich durcharbeiten!“ — Das war weiter nicht verwunderlich bei der Maſſe des Gebotenen. Aber bald ſchon fing das Einzelne an auf ihn zu wirken und ging er ſyſtematiſch vor, ſo erſchloſſen ſich ihm Quellen des Genuſſes und der Belehrung, die ihn immer wiederkommen ließen.

Fast die Hälfte des Raumes beanspruchte die künſtleriſche Photographie. Sie auch zeigte das am meiſten internationale Gepräge. Das heißt alſo, daß das Ausland am zahlreichſten dieſe Gruppe beſchickte hatte. Was hier an Porträts, Landſchaften, Genrebildern, Stilleben, an Akten, Charakterköpfen, Beleuchtungs- und Luſtſtimnungs-Studien und geſchickt gewählten Bildmotiven mit und ohne Staffage zu ſehen war, das verrieth ſo viel Geſchmack, Phantaſie und techniſches Können, das war ſo vielſeitig und reizvoll und individuell in Tönen, Methoden, Auffaſſung, daß das Schiefe in der Bezeichnung „Amateur“ ſofort klar wurde. Und doch kein einziger Berufsphotograph darunter und kein Berufskünſtler, ſondern lauter Damen und Herren in den verſchiedenſten geſellſchaftlichen Stellungen, unter einander gleich nur in Kunſtſinn und Kunſtſtreben.

Daß Berlin vorherrſchte, verſteht ſich von ſelbſt, da die Beſchickung ja für den Berliner am leichteſten war. Auch Oeſterreich war gut und zahlreich vertreten. Deſgleichen Frankreich und Belgien, wo wir origineller und phantaſiereicher Künſtler-auffaſſung in Tönung und Motiv beſonders häufig begegnen konnten. Der franzzöſirte Graf Tyſkiewicz leiſtet darin wohl das

Hervorragendste. Wie hoch die Kunst des Photographirens in England und Amerika steht, ist von allerlei früheren Ausstellungen her und durch Kunstblätter auf dem Handelsmarkt schon längst bekannt. Auch Holland, Italien, die Schweiz, selbst Portugal fehlten nicht. Sehr dürftig leider war Rußland vertreten. Schon allein so ziemlich der namhafteste „Amateur“-Photograph Oberst Lawrow, General Reßwetowitsch, Schulz (in St. Petersburg) und zahlreiche andere bekannte „Dilettanten“ fehlten, desgleichen die wissenschaftlichen Institute und die Anstalten für vervielfältigende Kunst, so weit sie auf photomechanischem Verfahren beruht, vor Allem die K. Expedition zur Anfertigung der Staatspapiere. Aus den baltischen Provinzen fand ich sogar nichts vor. Ueberhaupt war ganz verschwindend wenig vorhanden; dafür aber waren die ethnographischen, himmelsphotographischen und tagesgeschichtlichen (Krönungsscenen) Blätter von Peter Preobraßenski in Moskau recht sehenswerth.

Recht belehrend war auch die Abtheilung für das photomechanische Verfahren. Alle Arten des Hochdrucks (z. B. Zinkdruck und Autotypie), des Tiefdrucks (wie Heliogravüre, Photogravüre 2c.), des Flachdrucks (Lichtdruck, Zinkdruck 2c.), der Farbendruck, der Dreifarbendruck 2c. konnten hier eingehend studirt werden an den schönen und vielseitigen Ausstellungen der Hof- und Staatsdruckerei in Wien, der Reichsdruckerei in Berlin, der Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie in Wien, der bekannten Firmen Angerer (Wien), Bauffod, Valadon & Co. (Paris), Meisenbach, Niffarth & Co. (München), Albert & Co. (München), Albert Frisch, Cosmos, H. Schuster (alle in Berlin). Auch in dieser Abtheilung sogar begegnen wir „Amateuren“, wie Schulz-Henke in Berlin, H. Fiedler in Posen.

Nahezu 200 Aussteller zeigten von welcher großen Wichtigkeit die Errungenschaften der modernen Photographie für die Kunstwissenschaft und das Kunstgewerbe, die auf diese Weise heute die Kunstwerke aller Völker und Zeiten Allen zugänglich machen können. Da gabs alte werthvolle Handschriften, die Ergebnisse der Ausgrabungen in Troja und Olympia, die Schätze der vatikanischen Museen, Infunabeln und Stickmuster aus dem Mittelalter, altdeutsche Geräte u. s. w. u. s. w.

Wenn alle diese Gruppen und die Abtheilungen für photographische Optik, Mechanik und Chemie in erster Linie den Künstler und Kunstfreund, den „Amateur“ und den Berufsphotographen anzogen, so waren es die rein wissenschaftlichen, die für das große Publikum den „clou“ der Ausstellung bildeten, namentlich die gerichtliche Photographie mit ihrer Aufdeckung von Fälschungen aller Art; die medizinische mit den oft graußigen Krankheitsbildern und mikroskopischen Aufnahmen und solchen erstaunlichen Leistungen, wie die Wiedergabe der Zellenbewegung während der Entwicklung des Eis oder die Serienmomentaufnahmen nervenkranker Leute; die astronomische und meteorologische Photographie, die u. A. auch höchst interessante photogrammetrische Aufnahmen zur Bestimmung der Höhe und Lage der Wolken und der Luftströmungen, die sie tragen, Aufnahmen von Regenbogen, leuchtenden Nachtwolken u. dergl. boten.

Doch genug. So kurz und flüchtig auch dieser Bericht ausgefallen — Eins erhellte auch aus ihm schon: daß man beim Durchwandeln dieser Ausstellung sich wirklich, wie Jemand meinte, in einer modernen universitas litterarum befand. Man schritt dort in der That:

„Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt' mit bedächtger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle“.

* * *

Und was es sonst noch zu sehen gab und giebt? . . . Nun — die Salons von Schulte und Gurlitt, die ich Ihnen im vorigen Winter geschildert habe, versandten bereits stilvolle Programm-Einladungskarten zu ihren ersten Herbstausstellungen, die wieder ganz im Charakter dieser beiden vornehmsten der Berliner Kunsthandlungen gehalten sind. Dort, bei Schulte — der gewohnte Effektizismus und das Gepräge des Zufälligen; hier, bei Gurlitt — die Unterstützung der radikalen Modernen und der Kultus internationaler erstklassiger Namen einer älteren Periode, wenn schon sie auch der Neuzeit angehört.

Uebrigens waren jetzt bei Schulte zwei Böcklin zu sehen, von denen der eine hier noch ganz unbekannt war: „Adam und

Gott Vater". Ein knabenhafter, köstlich naiv blickender nackter Adam, der vor einem Gott-Vater in leuchtend rothem, sternbesätem Mantel, einer Gestalt von reinstem germanischen Typus, über die Herrlichkeiten des Paradieses und über seine Rechte und Pflichten in dem farbenleuchtenden, frühlingsprächtigen, aber merkwürdig steinigen, die Welt bedeutenden Garten aufgeklärt wird. Eine Legende, in malerisch-legendenhaftem Tone vorgetragen. Von besonderem Interesse war auch eine größere Bilderreihe des in Dresden, München und Paris gebildeten, von vielen internationalen Ausstellungen des In- und Auslandes her bekannten Historien- und Genremalers Frank Kirchbach, der seine eigenen Wege wandelt, Wege, die gerade die Mitte halten zwischen überzeugtem Akademizismus und radikalem Naturalismus. An jenen gemahnt die sinnige Komposition, die Wahl des Stoffes; an diesen die Farbengebung, der Wahrheitstrieb in Haltung und Ausdruck. „Ganymed“, „Christus treibt die Wechsler aus dem Tempel aus“ sind auch wohl Ihnen aus Holzschnitten schon bekannt. Hier gab's u. A. sein romantisch-phantaſtiſches Nachtstück „Leonore“, das die letzte Strophe der Bürgerſchen Volksballade mit großer Kraft, künſtleriſchem Schwung und reizvoller Landſchaftsſtimmung behandelt, ſowie das tief zu Herzen gehende Galleriebild „Laſſet die Kindlein zu mir kommen“ zu ſehen. Gurlitt bot allerlei Leckerbiſſen der reproduktiven Kunſt, Lithographien, Zeichnungen, Stiche, Radirungen von Gandasa, Linois, Vallaton, Nafaelli, Sattler, Leibl, Menzel, Döring u. A. und ferner, neben verſchiedenen modernen Malern, einige todte Meiſter, wie Anſelm Feuerbach, der ſo lange verkannt war, Meiffonier, Pettenkofen, Spitzweg, Tilgner (der große Wiener Bildhauer) u. ſ. w.

Auch einige Sonderausstellungen hatten wir schon, doch brauche ich an dieſer Stelle weder auf des Wieners Arthur Kurz nachzügleriſches Chriſtusgemälde, das eigentlich für die neuſich erwähnte Ausſtellung im alten Reichſtagsgebäude beſtimmt war, noch auf der Berlinerin Anna Coſtenoble hſteriſchen Cyklus „Tragödie des Weibes“, den ſie nur in ihrem eigenen Atelier auszuſtellen wagen durfte, näher einzugehen.

Berlin, im Oktober.

J. Norden.



Litterarische Streiflichter.

Später als ich wünschte und es mir lieb ist komme ich dazu einer litterarischen Erscheinung eine Besprechung zu widmen, die vollen Anspruch darauf hat, daß ihrer auch an dieser Stelle gedacht wird. Es ist das Buch von Professor Dr. Wolfgang von Dettingen in Berlin: Daniel Chodowiecki. Ein Berliner Künstlerleben im achtzehnten Jahrhundert. Mit Tafeln und Illustrationen im Text nach Originalen des Meisters.*) In doppelter Beziehung nimmt diese Schrift unser Interesse in Anspruch, durch ihren Autor und durch den Mann, welchen sie behandelt. Ihr Verfasser ist ein Sohn unseres Landes, der Träger eines in unseren Provinzen weithin bekannten Namens, und der Künstler, dessen Leben und Schaffen er in dem vorliegenden Buche schildert, ist der originellste und in mancher Beziehung hervorragendste, den Deutschland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besessen hat. Wenn ich im Folgenden die Schrift W. von Dettingens zu würdigen unternehme, so thue ich das nicht als Fachmann, — ein solcher bin ich nicht — sondern nur als Liebhaber der Kunst Chodowiecki's, an dessen Bücherillustrationen und Einzelblättern ich mich oft erfreut und erquickt habe.

Professor W. von Dettingen hat für sein Buch ein so reiches Material von Aufzeichnungen und Briefen des Meisters

*) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 15 M.

und andererseits künstlerischen Arbeiten seiner Hand zu Gebote gestanden, wie es wohl nur selten dem Darsteller eines Künstlerlebens vorgelegen; dadurch allein war es ihm möglich alle Entwicklungsphasen der künstlerischen Thätigkeit Chodowiecki's nachzuweisen und darzulegen. Allein der Stoffreichthum giebt an und für sich noch nicht die Gewähr einer befriedigenden Darstellung, es kommt auf die Art seiner Behandlung und Verwerthung an. Oft genug geht in der Masse von Einzelheiten das eigentliche Bild der Persönlichkeit verloren, der Mangel an Beherrschung des Stoffes hemmt den Fortgang und die Wirkung der Darstellung, endlich, was heutzutage sehr gewöhnlich, der Autor führt uns in seine Werkstätte, nöthigt uns alle seine Untersuchungen und Vorarbeiten mitdurchzumachen und entläßt uns zuletzt verwirrt, ermattet und unbefriedigt. W. von Dettingen's Buch zeigt das Gegentheil von alle dem. Das Material ist vollkommen durchgearbeitet, alle Vorarbeiten völlig beseitigt, nur das Resultat sorgfältiger Forschung wird uns geboten. Der Verfasser hat der Versuchung zu viele Einzelheiten zu geben so kräftig widerstanden, daß er bisweilen sich darin gar zu große Beschränkung auferlegt zu haben scheinen könnte. Doch die Beherrschung und Behandlung des biographischen Stoffes ist bei der Lebensdarstellung eines Künstlers nur die eine Seite der Aufgabe, die andere noch wichtigere ist das eindringende Verständniß seines künstlerischen Schaffens. Und da erkennt jeder Leser, der sich darauf versteht, leicht, daß dieser Theil des Buches auf jahrelanger, liebevoller Beschäftigung mit den Arbeiten des Meisters und einer nur durch die sorgfältigste Beobachtung und fortgesetztes Studium zu gewinnenden vollkommenen Vertrautheit mit der Eigenart seiner Kunst und seinen charakteristischen Eigenheiten beruht; nur durch immer erneuerte Betrachtung, wie sie dem Verfasser durch seine frühere amtliche Stellung allerdings erleichtert wird, kann ein so sicheres Urtheil über alles Einzelne sich herausbilden, wie es in dem Buche uns entgegentritt. Aber noch eine Eigenschaft müssen wir rühmend an der Schrift hervorheben; es wird darin nicht mit der Gleichgiltigkeit und Kälte des Anatomen ein Menschendasein zergliedert und seine einzelnen Bestandtheile uns vorgewiesen, wie das heute nicht selten und in einer für ein feineres Empfinden

geradezu abstoßenden Weise geschieht, vielmehr behandelt W. von Dettingen das Leben und künstlerische Wirken seines Helden mit persönlicher Antheilnahme und warmer Sympathie, die auch dem Leser sich mittheilt. Dadurch ist W. von Dettingens Schrift nicht nur ein sehr belehrendes, sondern auch sehr anziehendes und erfreuliches Buch.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand echt historisch, d. h. er lehrt uns Chodowiecki aus den Verhältnissen und Zuständen seiner Zeit heraus und nach seiner besonderen Entwicklung verstehen und würdigen, er zeigt uns seine Vorzüge, aber auch seine künstlerischen Mängel und legt seine Stellung in der Geschichte der deutschen Kunst klar dar. Bei aller Liebe zu seinem Helden identifizirt sich W. von Dettingen doch nicht mit ihm. Auch in dieser Beziehung erhebt sich unser Autor weit über die Masse der heutigen Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur; entweder begegnen wir da einem verständnißlosen unbedingten Berurtheilen und Verdammn oder einer blinden kritiklosen Bewunderung und Anbetung. Für das letztere geben viele der heutigen Goethephilologen das unerfreulichste Beispiel, indem sie ebenso schwächlich in ihrem ästhetischen Urtheil sind, wie sie ängstlich alle Schwächen des großen Dichters zu verhüllen und zu entschuldigen suchen. Wie gut sich aber liebevolle Auffassung und Behandlung des Gegenstandes mit unbefangener Kritik verträgt, dafür giebt Dettingen's Buch den vollgiltigsten Beweis.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier den Gang von Chodowiecki's künstlerischer Entwicklung und Thätigkeit nach W. v. Dettingen's Buche eingehend darzulegen. Das verbietet sich schon durch die Beschränktheit des uns zur Verfügung stehenden Raumes von selbst und würde uns auch, abgesehen davon, nicht in den Sinn kommen, denn wir wünschen, daß unsere Leser sich mit W. von Dettingen's Buche selbst bekannt machen. Ich will nur die Hauptzüge aus dem Leben und der künstlerischen Entwicklung Chodowiecki's, wie sie von W. von Dettingen geschildert wird, hervorheben und an sie eine Charakteristik des alten Meisters knüpfen.

Chodowiecki ist gewissermaßen eine internationale Persönlichkeit, seine Vorfahren väterlicherseits waren Polen, die des Glaubens

wegen ihre Heimath verlassen hatten, unser Künstler bezeichnet sich selbst mehrfach als wahren Polen. Seine Mutter dagegen war mütterlicherseits französischer Herkunft, von ihr hatte der Sohn die Vorliebe für die französische Sprache geerbt, deren er sich auch im intimen Verkehr der Familie und in seinen Tagebüchern bediente und die er geläufiger und korrekter handhabt als das Deutsche. In seiner politischen Gesinnung war der Meister ein guter Preuße und in seiner Lebenshaltung und Sinnesart ein ehrlicher Deutscher. Diese mannigfaltigen, in einer Persönlichkeit vereinten nationalen Elemente spiegeln sich auch in seiner künstlerischen Thätigkeit wieder. Der Knabe wuchs als der Sohn eines Kaufmannes, eines Mannes von zarter und weicher Art und einer energischen, thätigen Mutter in dem altehrwürdigen, halbpolnischen, halbfreistädtischen Danzig auf. Auch darin zeigt sich die echt historische Art, in der W. v. Dettingen den Gegenstand behandelt, daß er stets den Hintergrund, auf dem sich das Leben seines Helden entfaltet, anschaulich zu schildern nicht unterläßt. So giebt er denn uns gleich am Eingange seines Buches ein farbenreiches Bild von Danzig in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, er versetzt uns dadurch auf's lebendigste an die Stätte und in die geistige Atmosphäre, in welcher der Knabe erwuchs und seine Seele und seine Augen die ersten Eindrücke empfangen. Ebenso führt uns Dettingen später das Berlin der ersten Jahre Friedrichs des Großen vor, er macht uns mit den zahlreichen jetzt vergessenen Künstlern jener Zeit bekannt, wir lernen den Geschmack des damaligen Berlin kennen, sehen die Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Kunst und seine indirekte Einwirkung auf sie hell beleuchtet. Wir rechnen diese Abschnitte zu den glänzendsten Partien im Dettingen'schen Buche und sind überzeugt, daß Niemand diese sachkundigen und feinsinnigen Ausführungen ohne Vergnügen und Belehrung lesen wird. Chodowiecki's Lebensgang ist einfach, desto merkwürdiger und verwickelter sein künstlerischer Entwicklungsgang. Er war in Allem Autodidakt und, was gewiß seltsam genug ist, er suchte in dunklem Drange auf verwirren Wegen nach einem unklaren Ziele und es war lange genug ein falsches, dem er zustrebte. Er hatte beim Vater etwas zeichnen gelernt und setzte das eifrig fort in

mühsam dem Schlafe abgerungenen Abendstunden als ein den Tag über in Anspruch genommener Lehrling im Gewürzladen seiner Tante, ohne gründliche technische Ausbildung und irgend welche Anleitung; er zeichnet und malt nach mangelhaften Vorbildern und mit wenig befriedigendem Erfolge. Dann kommt er nach Berlin in das Quincailiergeschäft seines Theims und hier lernt er Email- und Miniaturmalerei wieder nach manirirten und geschmacklosen Vorbildern, bis ihm endlich ein wirklich kundiger Lehrer der Emailmalerei zu Theil wurde. Er brachte es in dieser damals so sehr geschätzten Kunstübung allmählich so weit, daß er sich selbständig als Email- und Miniaturmaler etabliren und 1754 einen eigenen Hausstand begründen konnte. Durch seine Heirath mit Jeanne Barez wurde er ein Mitglied der durch ihre Rechte und Privilegien angesehenen französischen Kolonie in Berlin und gewann dadurch selbst eine gesicherte Stellung in der Gesellschaft. Seine Miniatur- und Emailarbeiten waren elegant und armuthig, aber doch nur handwerksmäßige Arbeit, Chodowiecki fühlte sich selbst von seiner Thätigkeit nicht befriedigt, er suchte sich durch das Studium kunsttheoretischer Werke weiter zu bilden, konnte aber dadurch nicht gefördert, sondern nur auf den falschen Weg der Reflexion geführt werden. Wie schwer es Chodowiecki wurde, sich ohne Hilfe eines Führers von den bisherigen Irrwegen auf den rechten Pfad der wahren Kunst hinauszufinden, zeigt W. von Dettingen in ganz vortrefflicher Ausführung. Durch das Studium des nackten Körpers, der sogenannten Akte, geht ihm das Verständniß der Natur auf, er lernte sehen und will fortan die Welt so malen, wie sie ist; die Natur allein soll meine Lehrmeisterin sein, ruft er in einer ergreifenden Herzensergießung aus. Er beschritt fortan die Bahn des künstlerischen Realismus, auf dem seine Größe und seine Bedeutung für die Nachwelt beruht. Und doch verlor sich Chodowiecki auch jetzt noch auf einen Abweg, indem er sich der Delmalerei zuwandte und sich eifrig mühte Historienmaler zu werden, wozu es ihm doch an der erforderlichen technischen Schulung und an dem rechten Farbensinn, auch an eigentlichem Talente gebrach. Wie all' sein eifriges Bemühen auf diesem Gebiete etwas Hervorragendes zu leisten erfolglos blieb, wie er zuletzt in schmerzlicher Resignation darauf verzichtete

ein Meister im großen historischen Stil zu werden und wie dann sein mit besonderer Liebe gemaltes Bild: „der Abschied des Jean Calas“ für ihn die Veranlassung wurde, endlich das rechte Feld zur Entfaltung seines künstlerischen Talents zu finden — das schildert W. von Dettingen in einem der interessantesten Kapitel seines Buches mit fast dramatischer Lebendigkeit. Das allgemeine Verlangen nach Vielfältigung dieses Bildes, das die Zeitgenossen tief ergriff, ließ Chodowiecki zum Radierer werden. Auch in der Technik der Aekunst war Chodowiecki Autodidakt, aber hier überwand sein Talent alle Schwierigkeiten. Er fuhr zwar noch fort Miniaturen zu malen, aber die Radirungen gewannen immer mehr das Uebergewicht und drängten bald alle anderen Beschäftigungen in den Hintergrund. In der Mitte der siebziger Jahre hat er die volle Meisterschaft erreicht, seine Radirnadel schuf nun jene unübersehbare Fülle von Bücherillustrationen, Almanachblättern und Einzelblättern. Alle angesehenen Kalender wollten Kupfer von ihm haben, die Verleger bestürmten ihn, um Bilder oder wenigstens Wignetten für ihre Verlagswerke. Nimmt man dazu, was Chodowiecki noch an Einzelblättern geliefert hat, so staunt man über die Masse seiner Produktionen; nur einem so außerordentlich fleißigen, vom Morgen bis zum Abend thätigen Künstler war es möglich so viel zu leisten. Natürlich ist nicht Alles von gleichem Werthe und er klagt selbst, daß die Hast des Produzirens ihn hindere seine Werke ausreifen zu lassen, aber doch erweckt sein unererschöpfliches Talent und seine unvergleichliche Arbeitskraft immer von Neuem unsere Bewunderung. Dabei war Chodowiecki auch noch Kunsthändler und als solcher wie überhaupt ein guter Rechner und Kaufmann. Die Kraft und Freudigkeit zu so unverdroffener und unermüdlicher Arbeit schöpfte er aus dem glücklichsten Familienleben, das ihm zu Theil geworden war; mitten unter seinen Kindern, welche die Mutter, eine gute Hausfrau, liebevoll, der Vater ernst und streng erzog, malte, zeichnete, radirte er, so zeigt ihn der schöne Stich vor Dettingen's Buch. Im häuslichen Kreise fühlte er sich am glücklichsten, hier empfing er Freunde, Bekannte und fremde Besuche, hier machte er nicht zum geringsten Theile seine Beobachtungen und Studien der verschiedenen Charaktere. Nur selten führten kleinere oder größere

Reisen, wie die von ihm so köstlich in Zeichnungen dargestellte nach Danzig zu seiner Mutter, zeitweilige Trennungen von der Familie herbei. Ein unerseßlicher Verlust für ihn war das Hinscheiden der Gattin nach dreißigjähriger glücklicher Ehe 1785; die Töchter verheiratheten sich, es kamen die Jahre des Alters, aber der Künstler arbeitete rastlos weiter, freilich nicht mehr mit der Frische und schöpferischen Kraft wie früher. Schon seit einem Menschenalter Mitglied der Akademie der Künste, wurde der Siebzigjährige 1797 zu ihrem Direktor ernannt, in einem Alter, das zu durchgreifendem Handeln nicht mehr angethan ist, auch wenn solches seiner Natur überhaupt eigen gewesen wäre. Als der Tod dem unermüdlchen Arbeiter am 3. Februar 1801 den Griffel aus der Hand nahm, da war sein Tagewerk vollendet; schon längst war eine neue Zeit angebrochen, die ihm fremd und unverständlich war: die Glanzepoche unserer klassischen Dichtung mit ihrem hellenischen Schönheitsideal und das zauberische Dämmerlicht der Romantik.

Bergegenwärtigen wir uns nun noch in aller Kürze Chodowicki's Persönlichkeit und künstlerischen Charakter, wie sie uns in Vettingen's Buche entgegentreten. Obgleich seine Jugendentwicklung in eine frühere Periode fällt, berührt er sich in seinem inneren Wesen doch vielfach mit den Anschauungen der Aufklärungszeit; wiewohl ein streng reformirter Christ in kirchlicher Beziehung, ist er im Uebrigen von jener rein verstandesmäßigen Auffassung der Welt, der Menschen und Dinge beherrscht, welche für die Männer jener Epoche so charakteristisch ist. Auch ihn erfüllte der den Menschen jener Tage eigene naive Optimismus, er glaubte an den Sieg des Guten durch fortschreitende Aufklärung. Er war überhaupt eine liebenswürdige Natur voll unverwundlicher innerer Heiterkeit und frischem Frohmuth. Dabei war er ein feiner, scharfsichtiger Beobachter der Menschen und Dinge um ihn her, sein Künstlerauge erfaßte das Charakteristische an allen Erscheinungen im Leben und in der Natur und führte seiner leicht angeregten, beweglichen Phantasie immer neuen Stoff zu. Ehrlichkeit und Wahrheit waren Grundzüge seines Charakters, diese Eigenschaften sind auch die charakteristischen Kennzeichen seines künstlerischen Schaffens. Er sah die Dinge, wie sie wirklich sind,

und stellte sie auch so dar, das macht ihn zum Realisten; nur das eigentlich Häßliche schloß er von der künstlerischen Wiedergabe aus. Seine Kunst aber bewies er darin, daß er das Wirkliche mit jener leichten Idealisierung darstellte, ohne welche die Wiedergabe der sichtbaren Erscheinung nur eine schlechte Kopie der Natur ist. Er hatte einen außerordentlich entwickelten Sinn für das Anmuthige und Zarte und mußte seinen Arbeiten eine solche Grazie und Zierlichkeit zu geben, sie mit solcher Feinheit zu behandeln, daß sie dadurch und durch die Weichheit seiner Radirung die Meisterwerke wurden, welche die Zeitgenossen entzückten und die uns noch heute entzücken und erfreuen. Aber Chodowiecki's Phantasie hatte weder mächtigen Schwung noch hohen Flug, er vermochte nur das wirklich Angesehene echt künstlerisch und wahr darzustellen, das war die Schranke seiner Begabung. Die Darstellung des bürgerlichen Lebens seiner Zeit, das ist die engbegrenzte Domäne seiner Kunst; ging er darüber hinaus, so gerieth er in Unnatur und theilte alle Fehler seiner künstlerischen Zeitgenossen: er wird manirirt, theatralisch und unwahr. Für die Darstellung mythologischer, religiöser und historischer Gegenstände versagt ihm die Kraft, ebenso ist das eigentlich Tragische, Leidenschaftliche, Pathetische nicht seiner Natur entsprechend. Das zeigt sich auch bei seinen Illustrationen der Werke der Litteratur; was da über eine mittlere Höhe hinausgeht, das versagt sich seinem Verstandniß. So hat er z. B. Lessing's Minna von Barnhelm trefflich illustriert, aber zu Emilia Galotti und Nathan dem Weisen hat er keine Radirungen geliefert. Von Goethe hat er Stiche zu Werther's Leiden gegeben und wie Vortreffliches er da zu leisten vermochte, zeigt das entzückende Fächerblatt in Dettingen's Buch; dagegen sind die Darstellungen der leidenschaftlichen Szenen in diesem Roman völlig mißlungen. Er hat dann auch Stella und Clavigo, Erwin und Elmire illustriert, zum Glück aber nicht Götz von Berlichingen; vollends Schöpfungen wie Iphigenie und Tasso gingen weit hinaus über den Bereich seiner Auffassung und seines Könnens. Interessant ist es, daß Chodowiecki in seinem Alter noch Bilder zu Hermann und Dorothea geliefert hat; wir haben sie nie gesehen und Dettingen giebt leider keine nähere Auskunft über sie; wir glauben aber nicht, daß der Künstler der einfachen

Hoheit dieses Epos gerecht geworden sein wird. Schiller's Jugendwerke mit ihrem gewaltigen Pathos und ihrer leidenschaftlichen Rhetorik entsprachen des Künstlers Begabung durchaus nicht und was er an Illustrationen zu ihnen lieferte, ist daher auch wenig erfreulich. In den Bildern zu Hippel's Lebensläufen, zu Nikolais Sebalbus Nothanker, zu Baledow's Elementarwerk zeigt sich dagegen Chodowiecki auf der Höhe seines Könnens, desgleichen in den Illustrationen zu Sophiens Reise und anderen jetzt längst verschollenen Werken. Ebenso bewundernswürdig sind seine Sittenschilderungen in einer Reihe von Einzelblättern, nicht selten mit leicht satirischer Tendenz. Wie frostig nehmen sich dagegen meist seine Allegorien aus, wie völlig mißlungen ist sein Christus und fast alle seine Darstellungen von Szenen geschichtlicher Vergangenheit! So unhistorisch wie die Aufklärungszeit war, so wenig vermochte auch er sich in das Leben und die Menschen früherer Zeiten hineinzudenken und hineinzufinden, sie standen ihm nicht vor Augen und darum konnte er sie auch nicht darstellen, sie gerieten ihm theatralisch und unnatürlich. Aber in seiner Zeit, da ist er zu Hause wie kein Anderer. Wie prächtig sind seine Bilder des alten Fritz, wie tief haben sie sich dem Volke eingepägt! Er sah Alles, auch das kleinste in seiner Umgebung und stellte es dar, dieser Meister des Genres. Kein Buch, keine Schilderung, keine gleichzeitige Beschreibung vermag uns das Leben jener Tage so anschaulich vor Augen zu stellen wie seine Zeichnungen und Radirungen, die uns wie mit einem Zauberschlage mitten hineinsetzen in eine längst untergegangene Welt. In seinen Werken lebt das Zeitalter der Aufklärung unvergänglich fort und wer es wahrhaft kennen und verstehen lernen will, der muß sich in sie vertiefen. Durch seinen Realismus aber hat Chodowiecki nicht wenig dazu beigetragen, die neue wahre Kunst heraufzuführen.

Die vorstehenden kurz zusammengedrängten Andeutungen sollen nur den Zweck haben, den Lesern eine Vorstellung von dem reichen Inhalte des Dettingen'schen Buches zu geben und sie dazu anreizen es selbst zu lesen. Wie bedeutend der Gehalt eines Werkes aber auch sein mag, seine eigentliche Wirkung hängt doch wesentlich von der Form ab, in welcher er geboten wird. In dieser Beziehung nun müssen wir W. von Dettingen's Buche

die höchste Anerkennung zollen. Die Darstellung des Verfassers ist so durchsichtig, anmuthig und lebendig, wie sie nur ein künstlerischer Sinn zu gestalten vermag; man hat die Empfindung, daß ein Hauch vom Geiſt des alten Meisters auf ihr ruht. Die Gruppierung des Stoffes ist höchst zweckmäßig und überſichtlich, der Gang der Erzählung trefflich disponirt, gleichmäßig dahinschreitend, die Ruhepunkte und Abschnitte wohlüberlegt. Durchzogen ist die ganze Darstellung von geistreichen Gedanken, scharfsinnigen Beobachtungen und feinen Bemerkungen künstlerischer, psychologischer und kunstphilosophischer Art; sie verleihen ihr einen besonderen, anziehenden Reiz. Auch der Stil ist vortrefflich, er hält sich ganz frei von Phrasen und Redebäumen, ist leicht und einfach, auf's feinste durchgefeilt, kurz ein solcher, der von wahrhaft durchgebildetem Geschmack zeugt. Dazu kommt nun eine Sprache, die wir nicht anders als echt goethisch bezeichnen können, ein höheres Lob giebt es in unseren Augen nicht; sie ist das Resultat einer tiefen Vertrautheit mit den Werken des großen Meisters. Auch in der Verwendung des deutschen Wortschatzes zeigt W. von Dettingen das feinste Sprachgefühl; nur ganz ausnahmsweise begegnet man bei ihm einer der Mißbildungen des modernen Zeitungsdeutsch, wie dem aus Oesterreich importirten „Gesplogenheit“. Nach dem Gesagten wird man es verständlich finden, wenn wir erklären, daß die Lektüre des Dettingen'schen Buches rein formell, auch abgesehen vom Inhalt, uns einen wahren ästhetischen Genuß gewährt hat. Es ist uns eine Freude zu konstatiren, daß neben dem vielen Schlechten und zahllosen Mittelmäßigen, womit der Büchermarkt jahraus, jahrein überſchwemmt wird, doch auch noch solche Bücher erscheinen, wie das vorliegende; wir gestehen offen, daß uns seit Karl Justi's Werken über Winkelmann und Velasquez kein Buch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte begegnet ist, das uns nach Form und Inhalt so befriedigt und erfreut hat, wie W. von Dettingen's Biographie Chodowiecki's.

Doch es gehört nun einmal zu den Pflichten und Gewohnheiten eines Kritikers auch an den besten Produkten diese und jene Ausstellung zu machen und Mängel hervorzuheben. So wollen wir denn auch einige Defiderien und Wünsche nicht unterdrücken. Zunächst hätten wir es gern gesehen, wenn der Verfasser noch

häufiger Aeußerungen Chodowiecki's aus seinen Briefen in die Darstellung verwebt, überhaupt noch mehr individuelle Züge eingeflochten hätte, von denen jetzt manche in den Anmerkungen versteckt sind. Dadurch würde namentlich der biographische Theil noch größere Anschaulichkeit und Lebendigkeit erhalten haben. Sodann vermissen wir in Dettingen's Buche eine eingehende Charakterisirung der religiösen Stellung Chodowiecki's; der höchst interessante Brief des Künstlers an Nikolai, den wir in den Anmerkungen lesen, bietet dazu allein schon bedeutungsvolles Material und es lohnte wohl festzustellen, ob in Chodowiecki's religiösen Anschauungen während seiner späteren Lebenszeit eine Aenderung eingetreten ist. Weiter bedauern wir es, daß W. von Dettingen nicht auch über Chodowiecki's zweite Reise nach Dresden 1789 uns einen eingehenderen Bericht gegeben hat, wenn er ihr auch nicht eine so ausführliche und prächtige Schilderung zu Theil werden lassen konnte und wollte wie der Reise nach Danzig. Ferner müssen wir an die Auswahl der im Buch mitgetheilten Bilder einige Bemerkungen knüpfen. Manche von ihnen könnte man ohne Schaden missen und sähe sie gern durch andere, die jetzt fehlen, ersetzt. So bedauern wir schmerzlich, daß keine der Illustrationen zu Hippel's Lebensläufen sich hier findet; wenn sie auch der Bearbeitung des Buches von A. v. Dettingen beigegeben sind, so durften sie doch in unserem Buche nicht gänzlich fehlen. Auch aus dem Sebaldus Nothanker hätte man gern noch mehr Proben gehabt, ebenso aus dem Göttinger Taschenkalender. Andererseits wäre es von Interesse, eine oder ein paar der Radirungen zu Hermann und Dorothea oder zu Schiller's Jugenddramen hier reproducirt zu sehen. Auch Chodowiecki's Sittenschilderungen, etwa die Wallfahrt nach Buchholz oder den Lebenslauf sähe man sehr gern in unserem Buche vertreten. Wir wissen freilich nicht, ob der Verfasser bei der Aufnahme der Illustrationen sich nicht eine bestimmte Beschränkung hat auferlegen müssen. Endlich vermissen wir eine, wenn auch nur kurze Uebersicht der bisherigen Litteratur über Chodowiecki; wenn sie Dettingen selbst, der aus dem Vollen schöpfte, auch bei Seite lassen konnte, so wäre sie für den Leser, der nicht Kunsthistoriker von Fach ist, zur Orientirung doch sehr erwünscht. Doch das

Alles sind Kleinigkeiten, die dem Werthe des trefflichen Buches keine Eintracht thun können. Wir haben unsere Wünsche nur deshalb hier ausgesprochen, weil wir hoffen, der Verfasser werde sie in der zweiten Auflage seines Buches, die gewiß nicht ausbleiben wird, vielleicht nicht unberücksichtigt lassen.

W. von Dettingen's Buch über Daniel Chodowiecki ist ein durch den Reichthum des darin benutzten Materials, die auf voller Sachkenntniß beruhende, echt historische Behandlung, die Tiefe der Auffassung und die geistvolle Darstellung abschließendes Werk. Chodowiecki's Stellung in der Entwicklung der deutschen Kunst hat der Autor endgiltig fixirt; Einzelheiten mögen künftig berichtigt, Manches ergänzt oder näher bestimmt werden, das Gesamtbild des Künstlers und seines Schaffens, wie Dettingen es gezeichnet, wird bleiben. Wenige Künstler der neueren Zeit erfreuen sich einer solchen Darstellung und Würdigung, wie sie dem alten Meister der Negkunst jetzt zu Theil geworden ist. Wir wünschen es mehr, als wir es hoffen, daß der Verfasser uns in nicht allzu ferner Zeit eine weitere Frucht seiner Studien darbieten möge; wir wissen nur zu gut, welch' andauernde Arbeit und sorgfältige Vorbereitung, welche tiefeindringende, unermüdete Beschäftigung mit dem Gegenstande die unerläßlichen Vorbedingungen sind, um solche Früchte zu zeitigen. Eine neue Schrift dieses Autors werden wir jederzeit mit Freude begrüßen.

Indem wir von Dettingen's Buch Abschied nehmen, überkommt uns ein Gefühl zugleich der Freude und der Wehmuth: der Freude, weil es ein Sohn unserer Provinzen ist, dem wir eine solche Leistung verdanken und auf den unser Land stolz zu sein Ursache hat; der Wehmuth, weil es wie eine Naturnothwendigkeit zu sein scheint, daß die befähigtesten Söhne des baltischen Landes der Heimath den Rücken kehren und einen größeren Schauplatz auffuchen müssen, um die Talente und Gaben, die ihnen geworden, zu rechter voller Entfaltung zu bringen.

H. D.

Verausgeber und Redakteur: Arnold v. Tiedöhl.

Дозволено цензурою. Рига, 22. Октября 1896 г.

Buchdruckerei der „Balt. Monatschrift“, Riga.